

Vergißeinnicht 1924

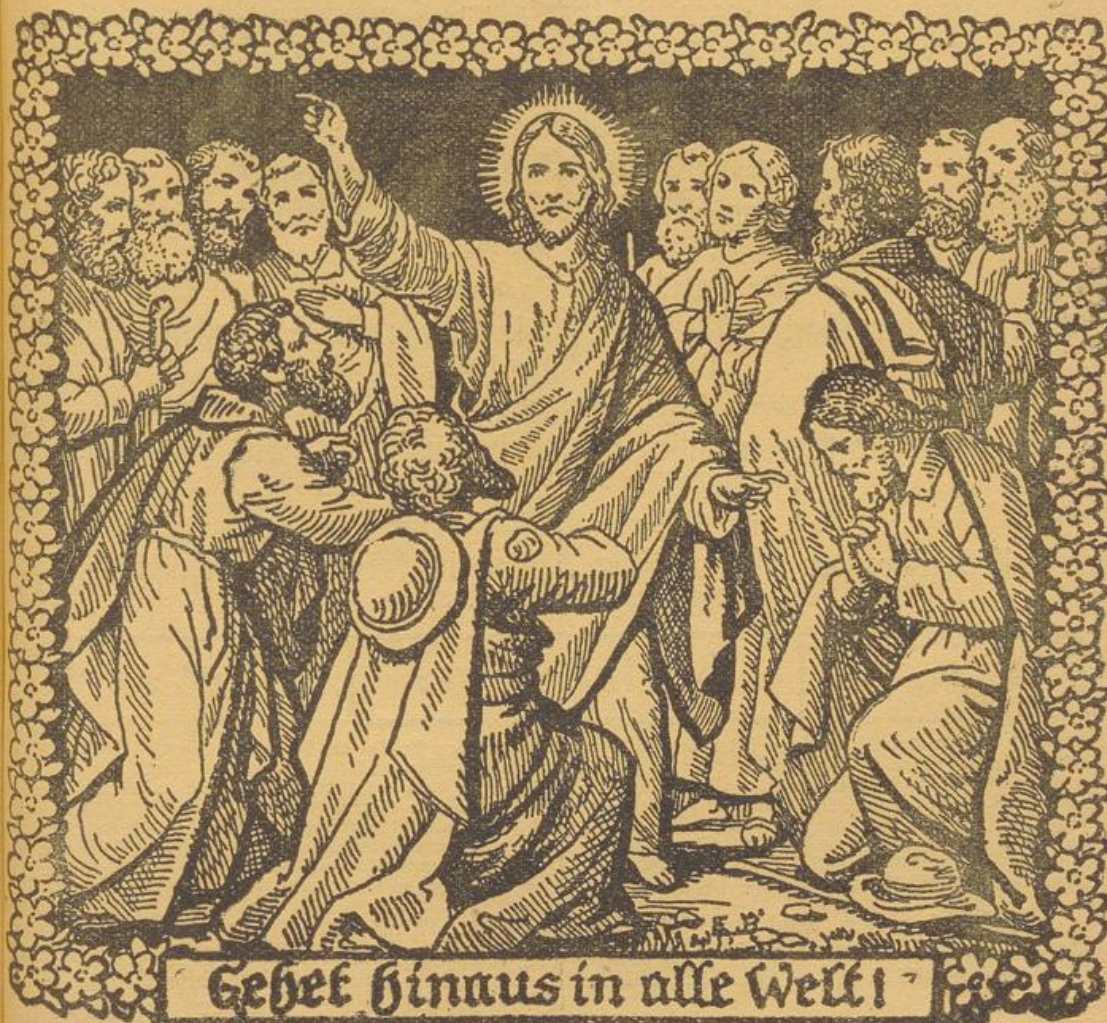
11 (1924)

Vergißmeinnicht

Illustrierte Beitschrift

= der =

Mariannhiller Mission.



Gehet hinaus in alle Welt!

Nr. 11.

November 1924.

42. Jahrgang.

Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Der Reinertrag dieser Zeitschrift wird nur für Missionszwecke, für die Ausbreitung unserer hl. Religion verwendet, weshalb der hl. Vater zu wiederholten Malen allen Wohltätern unserer Mission seinen apostolischen Segen erteilt hat.

für die Abonnenten des Vergißmeinnicht werden täglich in der Klosterkirche zu Mariannhill 2 oft 3 hl. Messen gelesen.

Das „Vergißmeinnicht“ erscheint monatlich 32 Seiten stark und kostet jährlich für Deutschland 1,50 Rentenmark, für Oesterreich 20 000 Kr., für Schweiz und Liechtenstein 3 Fr., für Elsaß-Lothringen, Belgien, Luxemburg 6 Fr., für Südtirol (Italien) 7 Lire, für Tschechoslowakei 10 Kr., für Jugoslawien 25 Dinar, für Ungarn 25 000 Kr. für Rumänien 70 Lei.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und Sendungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsaß-Lothringen, Italien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Würzburg, Pleicherring 3
Postsparkonto Nürnberg 194,

für Rheinland, Westfalen, Belgien und Luxemburg:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postsparkonto Köln 1652,

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Breslau IX., Sternstraße 52p
Postsparkonto Breslau 15625,

für Oesterreich, Ungarn, Tirol, Boralberg, Jugoslawien und Rumänien:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23a
Postsparkasse Wien 24847, Budapest 19814,

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Mariannhiller Mission in Versau, Et. Schwyz
Postsparkonto Luzern VII. 187.



Briefauszüge.



Das Vergißmeinnicht hat schon seit vielen Jahren Auszüge aus den Briefen der Wohltäter gebracht. Immer wieder schreiben so manche, daß sie gerade durch das Lesen solcher Briefe wieder zum Gottvertrauen und Gebet angeregt wurden. Mit der Veröffentlichung dieser Briefe soll allerdings kein Urteil darüber gefällt werden, ob diese Erhebungen Wirkungen eines frommen Gebetes, auf gewöhnlichem oder außergewöhnlichem Wege eingetreten sind. Es ist sicherlich von großem Wert, wenn in unserer oft so glaubensarmen Zeit Beispiele von Gottvertrauen und Gebetsgeist angeführt werden. Wenn dadurch in manchen Seelen, die in leiblichen oder seelischen Schwierigkeiten sich befinden, wieder die Erinnerung wachgerufen wird, daß sie ein Kind Gottes sind, daß die Heiligen ihre himmlischen Freunde sind, und daß sie darum vertrauensvoll zu ihrem himmlischen Vater und den lieben Heiligen gehen dürfen, so wäre genug erreicht.

Elsdorf: Herzlichen Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der lieben Gottesmutter, dem hl. Antonius und dem hl. Mathias für schnelle Hilfe.

Köln: Dank dem hl. Joseph und dem hl. Judas Thaddäus in schweren Anliegen.

Seller: Dank dem heiligsten Herzen Jesu für Genesung.

Köln: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Jud. Thaddäus und dem hl. Antonius für Hilfe in verschiedenen Anliegen.

Gresfeld: Dank dem hl. Joseph für Hilfe.

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Nr. 11.

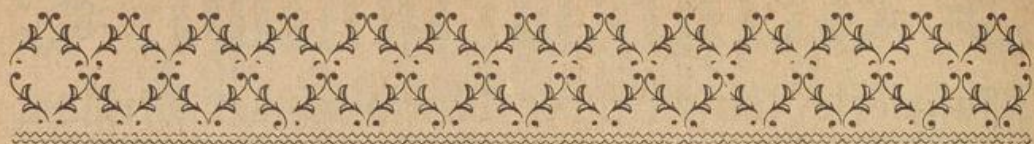
November 1924.

Jahrgang 42.

Christus.

An Allerseelen war's. Ich stand
Im Friedhof vor dem Christusbilde.
Er sah vom Kreuz herab, nicht milde
Wie ich es sonst gekannt:
Es war der Mann der tiefsten Qualen,
Die Marter schrie aus seinem Angesicht dem fahlen:
„Ich bin ein Wurm!“ — so stand daneben hart,
Es war die Qual zu Stein erstarrt.
Und ringsum düst're Gräber, welke Blüten
Und weiche Flammen, die in Opferthalen glühten
Und Tod und wehes Schweigen.
Doch zwischen fahlen Zweigen.
Eng an des Kreuzes hohem Schaft
Klingt sich des Ephens schlank,
Lichtfrohe Rante
Empor mit zäher Kraft.
Und sieh, ein Zweig.
Noch zart und weich,
Er tastet sich mit seinen warmen
Tausend Armen
Am Fuß, von dem ein Blutstrom rann,
Hinan, hinan
Zu Christus.—

P. Engelbert O. E. S. A.



Zur Missionsbewegung.

P. Dom. Sauerland, R. M. M.

In einer der vorigen Nummern berichteten wir von der Superiorenkonferenz, die den Zweck hat, die gemeinsamen Interessen der Mission zu besprechen und zu fördern. Die Versammlung tagte bekanntlich in Berlin. Berücksichtigt man die weiten Entfernungen von Westdeutschland, Süddeutschland, Schlesien, so muß die Beteiligung seitens der missionierenden Orden eine sehr gute genannt werden, denn von zweiunddreißig angeschlossenen Provinzen waren achtundzwanzig vertreten.

Inzwischen wächst sich die Missionsbewegung immer weiter aus, obwohl Stimmen, auch in den Missionen selber, darüber sich noch etwas zurückhalten. Das wird wohl darauf zurückzuführen sein, daß die katholische Gesamtpresse noch herzlich wenig Notiz vom Missionswesen nimmt, abgesehen von einigen führenden Blättern.

So muß auch wieder die Generalversammlung des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins zu Breslau als ein Markstein in der deutschen Missionsbewegung gewertet werden. Es ist wohl nicht ganz Zufall, daß in diesem Jahre fast alle großen Kongresse und Tagungen in Städten mit vorwiegend andersgläubiger Bevölkerung abgehalten worden sind und tatsächlich die Aufmerksamkeit der protestantischen Christen erregte. Wir erinnern an Amsterdam, Basel, Hannover und zuletzt in Dresden, wo die katholischen Akademiker tagten. An diese Veranstaltungen schloß sich sofort die Generalversammlung des Franziskus-Xaverius-Missionsvereins in Breslau. Zwei Ziele hatte sich diese letzte Tagung gesetzt wie der Präsident Fürst Löwenstein ausführte. Es sollte ausgeräumt werden mit dem Vorurteil als seien die Katholiken Deutschlands nach dem Kriege nicht mehr in der Lage sich den auswärtigen Missionen zu widmen und was immer noch vielen nicht einleuchtend ist, — die Arbeit für die Missionen schädige die Diasporasorge. Gerade hinsichtlich des letzteren Punktes sprach die Tatsache, daß der Oberhirt der größten Diasporadiözese Deutschlands, der Fürstbischof von Breslau, die erwähnte Missions-Generalversammlung in seiner Metropolitanstadt aufnahm und an den größten Feierlichkeiten teilnahm, sowie ferner, daß der Bischof eines der schwierigsten Diasporasprengels Deutschlands, Dr. Chr. Schreiber von Meißen, am dritten Tage selber das erste Referat über die dogmatischen Grundpfeiler der Missionslehre in theologisch scharf umgrenzten Darlegungen auseinandersetzte und in der Festversammlung vor dreitausend Teilnehmern die katholische Missionspflicht auch jedes einzelnen Laien in einer so tiefen und dabei so begeisterten Weise bewies, wie es wohl noch nie in Deutschland gehört wurde. Er betonte, daß Deutschlands Missionen 1924 glänzender dastehen als 1914. Mehr Missionsgebiete vor allem wichtigere, mehr Missionare, mehr Missionshäuser als 1914, war das trostvolle Bild. Der Wiederaufbau des deutschen Missionswerkes also steht günstig, namentlich durch die Förderung der beiden letzten Missionspäpste, welche die deutsche Missionskraft mit allem Nachdruck gefördert haben. Es soll hier eingeschaltet

werden, daß einige Tage später auf einer sächsischen Priester-Missionskonferenz der Hochw. Herr Bischof Dr. Schreiber wiederum in seiner Eröffnungsansprache mit allen Vorurteilen gründlich aufräumte, die der Missionsarbeit noch entgegenstehen, wenn er ausführte, daß der Eifer zum Spenden von Gaben wachse, wenn der Eifer für die Mission vorhanden ist; das sei

Mitglieder der Superiorenkonferenz.

Stehend: 1. P. Provinzial Fr. X. Bogenberger C.S.F.S. aus Overbach; 2. P. Hilarton Nief O.F.M. aus Berl.; 3. P. Provinzial Dr. Th. Frey S.M.A. aus Trier; 4. P. Joseph Riera O.S.M. aus Berlin; 5. P. Provinzial W. Gottfried C.Ss.R. aus Gars; 6. P. Provinzial Joh. Hoffmann C.S.Sp. aus Knechtsteden; 7. P. Provinzial Aug. Beda S.J. aus München;



8. P. Provinzial Joh. Dicks M.S.C. aus Hiltrup; 9. P. Provinzial Ludw. Tremel R.M.M. aus Lohr; 10. P. Dr. Cajetan Schmitz O.F.M. aus Düsseldorf; 11. P. Provinzial Gabriel Scholten S.S.C.C. aus Aachen; 12. P. Joh. Pietsch O.M.J. aus Hünfeld; 13. P. Philipp Sauer O.F.M. aus Fulda; 14. P. Hugo Reintar O.S.B. aus St. Ottilien; 15. P. Dr. Fr. X. Hecht P.S.M. aus Limburg; 16. P. Anton Balkenhol S.V.D. aus Berlin; 17. P. Provinzial Wilh. Rahmacher P.S.M. aus Bruchsal; 18. P. H. Cremer M.S.F. aus Lebenhan; 19. P. Provinzial Jos. Grendel S.V.D. aus Hangelar; 20. P. Dionysius Schoep O.F.M. aus München; 21. P. Albert Eschweiler S.C.J. aus Krefeld; 22. P. Fulmentius Stegmüller S.D.S. aus München.

Sitzend: 1. P. Provinzial Dr. J. M. Gnädig S.M. aus Meppen; 2. P. Provinzial Joseph Schmitz S.C.J. aus Düsseldorf; 3. P. Ansgar M. Sinnigen O.P., Generalsekretär der Superiorenkonf.; 4. Abt Cölestin Maier O.S.B. aus Schweifberg; 5. P. Provinzial Bernhard Arens C.Ss.R. aus Bonn, erster Beisitzender der Superiorenkonf.; 6. Abt Plazidus Vogel O.S.B. aus Münsterichwarzach, Vorsitzender der Superiorenkonf.; 7. P. Provinzial Thomas Stuhlweissenburg O.P. aus Düsseldorf, zweiter Beisitzender der Superiorenkonf.; 8. P. Dr. Christ. Becker S.D.S. aus Würzburg, weil. Präsekt von Uffam; 9. P. Provinzial Bernh. Bley S.J. aus Köln; 10. P. Prior Philippus M. Heße O.P. aus Berlin; 11. P. Joseph Sonnenschein C.S.Sp. aus Knechtsteden.

seine beständige Erfahrung gewesen. Auch die Weckung von Berufen wächst, wenn viele Missionsberufe vorhanden sind, das „Sentire cum Ecclesia“, das Uebereinstimmen und sich Einfühlen mit der Kirche, wird auch durch Missionsarbeit gefördert. Ein sächsischer Pfarrer aber legte im Namen der anwesenden Priester tiefbewegt das Gelöbniß zur treuesten Missions-Mitarbeit ab. — Die Breslauer Veranstaltungen waren musterhaft vorbereitet worden. Weihbischof Dr. Sträter, ein begeisterter Missionsfreund und Förderer, ergriff zu wiederholten Malen zu hinreißenden Darlegungen das Wort. Vier Lichtbilder-Abende waren vorgesehen, die jedesmal mit größtem Eifer besucht wurden und wobei sich die hochwürdigsten Bischöfe immer wieder einfanden. Für unsern Leserkreis ist von besonderem Interesse, daß unser Hochw. Herr Provinzial P. Ludw. Tremel das Referat mit Lichtbildern über die südafrikanische Mission hielt. Den Höhepunkt der Tagung bildete das Pontifikalamt, das Kardinal Bertram in der Domkirche unter Assistenz der auswärtigen Bischöfe und unter gewaltiger Volksbeteiligung feierte. Vor dem Hochamte hatte Weihbischof Dr. Sträter in herrlichen Ausführungen über Missionsliebe und Missionspflicht gepredigt. So stieg das Pontifikalamt als großes Dank und Bittgebet zum Himmel empor. An diesem Morgen predigten in allen Kirchen Missionare von der Sehnsucht des Heilandes nach den Seelen aller Menschen. Außer Kardinal Bertram, den Bischöfen und dem Domkapitel waren noch Vertreter der Regierung, der Stadt, des Adels, des Land- und Reichstags erschienen. Die Reden des Kardinals und des Bischofs von Meissen machten die Versammlung zu einem Markstein in der Geschichte der deutschen Missionsbewegung. Weltmission und Diaspora schließen in unserer Sorge einander nicht aus, sondern gehören zum Pflichtenkreis eines jeden Katholiken. Bemerkenswert ist, daß auch die missionsärztliche Bewegung voranschreitet. Die Gründung des Würzburger Institutes hat sich als sehr segensreich erwiesen und regte die Schaffung einer Breslauer Ortsgruppe an unter starkem Beifall. Die Tagung fand lebhaften Widerhall in Stadt und Diözese und wirkte wie vor zwei Jahren die bedeutsame Missionswoche in der alten Kaiserstadt Aachen. Priester-Missionskonferenzen in Glas und Gleiwitz schlossen sich der Breslauer Missionswoche an. Wirklich, was wir auf der Aachener Missionswoche im September 1922 voraussahen, geht frucht- und segensbringend in Erfüllung und reift zur schönsten Ernte. Der Weltmissionsgedanke hat das katholische Volk mit ungeahnter Wucht ergriffen. „Vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium!“ Des Königs Banner walzt voran, des Kreuzes Geheimnis loht wie der Bliß!

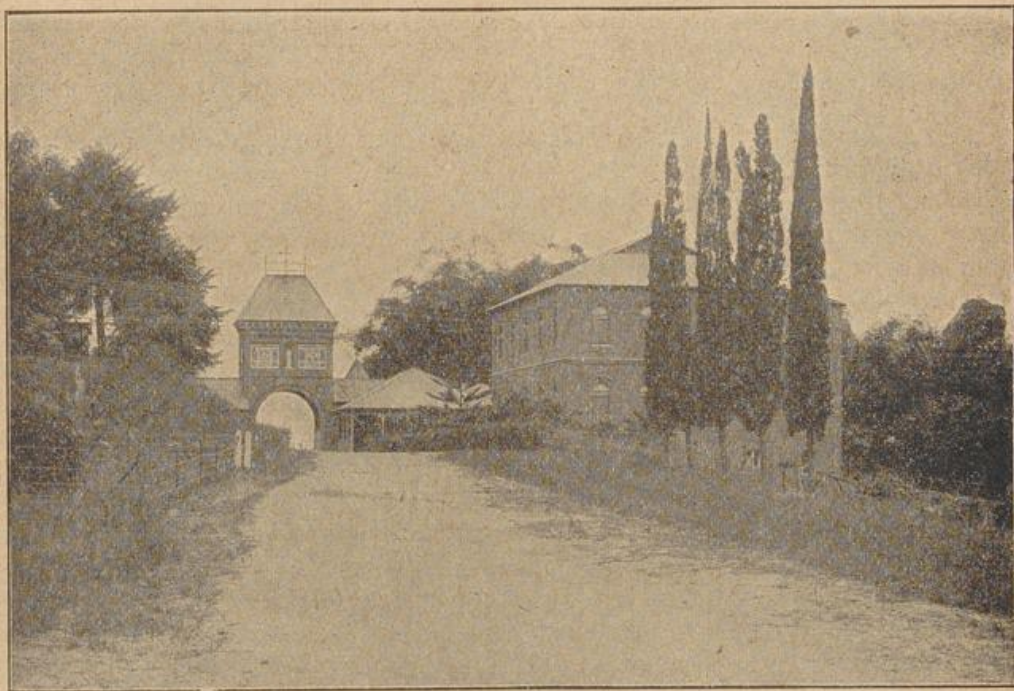
Der Weltmissionsgedanke marschiert!



Jung Mariannhill's Fahrt nach Afrika.

(Fortsetzung.)

Mit jedem Tage rückte der Aequator näher. In der Festpredigt auf Mariä unbefleckte Empfängnis verkündete P. Jakob, wir würden ihn noch im Laufe des Tages überfahren. Es wurde Abend, es wurde Nacht, und auch der folgende Morgen fand uns noch auf der nördlichen Erdhälfte. Erst gegen 4 Uhr nachmittags — es war Sonntag der 9. Dezember, — passierten wir ihn auf der Linie von Greenwich, also dort, wo die beiden Nulllinien sich kreuzen. Trotz der falschen Weissagung verfuhrn wir gegen den Lügenpropheten nicht so, wie es die heilige Schrift anrät. Nur etwas Spott mußte er über sich ergehen lassen. Die Ueberfahrt über den Aequator ging ziem-



Klosterpforte von Mariannhill. (Zunenseite.)

lich schmerzlos vor sich. Nur ein Stewart, der zum ersten Mal die südliche Erdhälfte betrat, erhielt nach altem Seemannsbrauch die Taufe. Von seinen Genossen in die Enge getrieben, bekam er ein paar Kübel Seewasser über den Kopf gestülpt. Gnad ihm Gott, wenn er sich umgezogen und die nassen Kleider nicht hätte am Leibe trocknen lassen! Man hätte an ihm zum zweiten Male eine viel gründlichere Taufe vorgenommen. Anlässlich der Aequator-überfahrt wurde auch an verschiedenen Tagen von den einzelnen Klassen ein Kostümball mit Festschmaus veranstaltet.

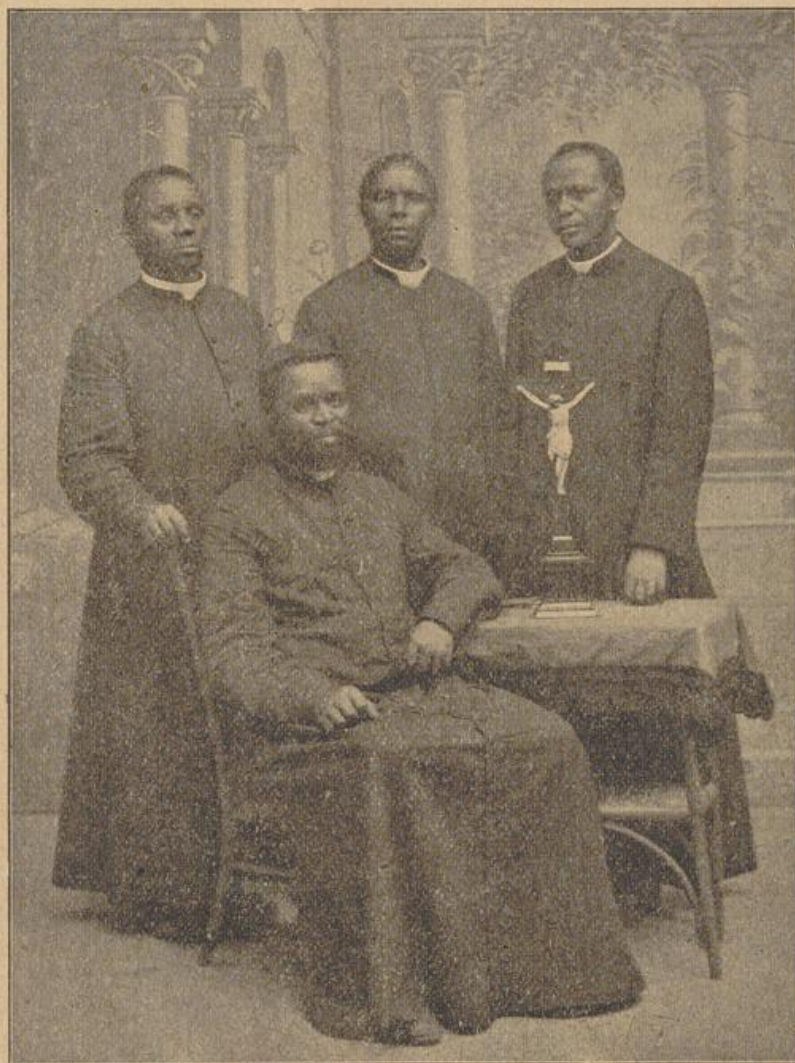
Mancher wird wohl neugierig fragen, wie wir in den dreizehn Tagen angesichts des ewigen Wassers und Himmels die Zeit verbracht haben. Nun, mit Knütteln mußten wir sie nicht totschlagen. Dank der schwülen Temperatur und des unruhigen nächtlichen Schlafes fand man tagsüber gewöhnlich mehr als einen aus unserer Gesellschaft in einem ruhigen Winkel sitzen und stillvergnügt vor sich hinlicken. Der Tapfersten einer, das sei extra hier erwähnt, war unser graubärtiger Führer. Mit stiller Bewunderung schauten wir an ihm empor,

so oft er, mit Noldins „De Principiis“ unter dem Arm, auf Deck kam und eifrig sich darin vertiefte. Doch einige Male forderte die Natur ihr Recht; dann konnte man auf Deck eine ehrwürdige Gestalt sehen wie weiland Elias, als er am Bache Karith schlief. Prof. Käufers Gedanken flogen gewöhnlich um zwei bis drei Jahrtausende in der Geschichte zurück. Da wandelte er in einem Land und unter Leuten, deren Nachkommen heute von seinen Volksgenossen eher alles andere als auf den Händen getragen werden. Besonders interessant wurde es, als wir junge Theologen zum Scherz andere Ansichten über die hl. Schrift oder in der Exegese vortrugen, als er sie vertrat. Oder wenn wir gar behaupteten, das Hebräische sei zur ewigen Seligkeit nicht unbedingt notwendig! Wenn er dann in seinem schwäbischen Hochdeutsch anhub: „Mein liabs Herrle!“, lachten unsere Herzen auf; der gestrenge Herr Professor kam jetzt ins Feuer. P. Gems fand man, wie er sich ausdrückte, stets geistig beschäftigt. Die Uebrigen studierten Englisch, lagen der Lektüre ob oder lasen aszetische Schriften. Zwischenhinein pflegte man auch der holden Unterhaltung, als deren Meister sich immer Dr. Brommer erwies.

Das Meer bot in dieser Zeit wenig Unterhaltung. Gewöhnlich lag es ganz ruhig da, nur leicht von einer schwachen Brise gekräuselt. Die Farbe war immer noch tiefblau, allerdings nicht mehr so schön und klar wie bei den Kanarischen Inseln. Als wir uns dem afrikanischen Festlande bei Angola näherten, fanden wir es fast hellgrün. Zwei oder drei Mal kündete große aus dem Wasser ragende Flossen oder das Ausspritzen einer Fontaine das Vorhandensein von Walen an. Des öfteren sahen wir die sogenannten Schweinsfische. Das waren drollige Kerle! In Rotten zu Hunderten zogen sie hüpfend dahin. Schwupps — mit einem gewandten Salto sprang der Anführer aus dem Wasser ein Stück vorwärts, und plumps — war er wieder verschwunden. Ihm nach schnellte das Gros zu Duzenden empor, um gleich wieder zu versinken und nach ein paar Augenblicken von neuem in die Höhe zu schnellen. So waren sie fortgesetzt auf dem Sprunge. Man hätte glauben können, eine Fischprozession ziehe vorüber; andere entdeckten bei ihnen militärische Formationen. In der Tat hatten sie auch etwas Ähnliches: Vorhut, Groß Nachhut — erinnert das nicht an eine Marschkolonne? Schließlich wäre noch etwas von dem sogenannten Meeresleuchten zu berichten. Nach Einbruch der Dunkelheit bemerkte man am Bug und am Heck, wo das Wasser durcheinandergewühlt wird, eine eigenartige Helle. Vorne am Bug, wo kein Lichtschein das Farbenspiel beeinträchtigte, konnte man es am Schönsten beobachten. Vor uns lag das Meer ruhig und dunkel. Wie aber die Wellen vom Kiel zerteilt und durcheinandergeworfen wurden, begannen sie in mattgrünem, phosphoreszierendem Lichte zu erglänzen. Man hatte den Eindruck, als ob die Wogen von unten durch eine Gasflamme erhellt würden. Dazwischen blitzten einzelne feurige Pünktchen auf, die mit ihren lebhaften Bewegungen an die Glühwürmchen der Heimat erinnerten.

Im Schatten, den die aufgespannten Zelttücher gewährten, pflegten wir unser Mittagsschläfchen zu halten und uns mit Studium oder Lektüre zu beschäftigen, — falls wir nicht von den Spielern gestört wurden. Die Mitpassagiere veranstalteten nämlich die sogenannten Deckspiele: Shuffleboard, ein Krocket ähnliches Spiel, bei dem nur statt der Kugeln hölzerne runde Platten verwendet werden, ferner Plattwerfen usw. Da konnte es passieren, daß man mitten im Studium plötzlich ein solches Brettchen an den Fuß bekam oder sonst wie aufgeschreckt wurde, falls man nicht schon vorher ob des

lauten Geschreies Reißaus genommen hatte. Zog man sich auf die andere Seite des Deckes zurück, so dauerte es kaum fünf Minuten, da hatte man die Spieler wieder auf dem Hals, weil sie mit ihren Brettchen einander im Kreise herum nachjagten. Hatten die Erwachsenen ihr Spiel beendet, fingen die Kinder an. Dann war der Teufel erst recht los. Zwischen hinein wurden noch andere Gesellschaftsspiele geschoben, die trotz oder vielmehr wegen ihrer



Gingeborene Priester in Mariannhill.

naiven Art oft ungeheure Lachsälven verursachten. Genannt sei der Eierlauf, ein Wettlauf, bei dem man Eier, hier Kartoffeln, auf einem Eßlöffel mit sich trägt; rutscht eine Kartoffel herunter, so muß man sie mit dem Löffel ohne Zuhilfenahme der andern Hand aufheben. Wer zuerst mit seiner Kartoffel das Ziel erreicht, ist Sieger. Hier, wie auch beim Seilziehen und den anderen Spielen, beteiligten sich Herren, Damen und Kinder. Buben und Mädchen zuzusehen, wie sie an Schnüren befestigte Äpfel und Orangeschnitze zu erhaschen suchten, war recht ergötlich.

In der Frühe des 13. Dezembers sichtete man endlich Land; das afrikanische Festland zeigte sich hier zum erstenmal. Wir hatten uns wohl in den

letzten drei Wochen wiederholt der Küste des schwarzen Erdteiles genähert, waren aber stets in solcher Entfernung geblieben, daß nichts zu sehen war. Und jetzt lag es im schönsten Sonnenschein vor uns da, das Land, das uns in früheren Jahren schon wie ein Magnet angezogen, das Land, wohin wir unsere Schritte lenken, in dem wir unser Leben zubringen sollen, das Land, dessen Bewohnern wir einmal die Segnungen des Evangeliums vermitteln sollen. Unsere Herzen schlugen höher. Wir konnten es kaum erwarten, bis unser Schiff den Hafen von S. Paolo de Loanda einlief. Das Betreten des ersehnten Bodens war uns für diesmal noch versagt. In der Bucht, die von einer bei der Stadt beginnenden und sich weit in paralleler Richtung zur Küste hinziehenden Sandbank gebildet wurde, war das Wasser so seicht, daß wir in großer Entfernung von der Stadt uns verankern mußten. Die sieben Schillinge, die man für eine Fahrt an Land hätte bezahlen müssen, waren für unsere magere Börse eine viel zu hohe Anforderung. Wir begnügten uns damit, die kahle, nur von wenigen Bäumen bestandene Gegend, die schöne, europäische anmutende Stadt im Hintergrund und den uns gegenüber auf der Sandbank liegenden Palmenhain zu betrachten. Bald kamen auch einige Eingeborene in mächtigen Einbäumen angerudert, um ihre Kokosnüsse auf dem Schiffe abzusetzen. Wir trafen hier zum erstenmal Neger in ihrer unverfälschten Natur. Jetzt brauchten wir um Zeitvertreib nicht mehr bange zu sein. Wir beobachteten diese Leutchen in ihrem ganzen Gebahren und Verhalten, freuten uns über ihre kindliche Naivität, träumten von der Zeit, wo wir unter solchen schwarzen Menschen als Seelsorger wirken sollen, zogen auch Vergleiche zwischen diesen Naturkindern und Europas übertündeten Gräbern, von denen mehrere Exemplare auf dem Schiff herumliefen. Unser Hochw. Herr Prof. K. erstand sich zwei der riesigen Nüsse. Freudestrahlend kam er auf uns zu, ganz einseitig gebückt von der schweren Last, wie einer der Kundschafter, als sie den Israeliten in der Wüste die riesigen Früchte Hebrons brachten. Als er eine Nuß der Allgemeinheit zu opfern versprach, brach ein allgemeiner Jubel aus. P. Gerns stellte sein Schlachtschwert zur Verfügung, und nun rückte man der Nuß zu Leibe.

Von Loanda ab bis Durban, der Endstation, fuhren wir stets in solcher Entfernung der Küste entlang, daß man sie bei klarem Wetter sehen konnte. Wiederholt eilten unsere Gedanken hinüber, und ungehindert flogen sie über die ungeheuren Länderstrecken, sahen die vielen Bantus in ihrem geistigen und leiblichen Elend dahinleben, schauten auch die wenigen Missionare, die sich drüben im Dienste Christi abmühen. Gedanke reihte sich dann an Gedanke; die Bilder, die wir in solchen Phantasien zusammenwebten, lassen sich hier gar nicht wiedergeben.

Am Abend des folgenden Tages trafen wir in der Lobitoban ein. An einem in das Wasser hineingebauten Peer können jeweils zwei Schiffe anlegen. Die Wangoni fuhr an der einen Seite an. Auf der andern lud gerade ein portugiesischer Postdampfer Vieh ein. Die Behandlung der armen Tiere war so roh und häßlich, daß wir uns voll Empörung abwandten. Die Ein- und Ausladearbeiten besorgten hier wie in allen kommenden Häfen schwarze Arbeiter. Die hiesigen sahen furchtbar zerlumpt und schmutzig aus. Fast alle staken in alten schmierigen Rupfsäcken; nur hie und da trug einer anständige Kleidung. Nach dem Essen machten wir trotz der Schwüle einen Abendbummel an Land. Wie wohl tat es, als wir nach langen Wochen steten Schwankens endlich wieder einmal festen Boden unter die Füße bekamen und nach Herzenslust ausreißten konnten! Die Stadt ist ziemlich klein,

erst im Werden begriffen. Ueberall, wohin wir kamen, trafen wir die regste Bautätigkeit an. Häuser und Straßen, Gärten und Anlagen, alles trug den Stempel der Neuheit oder des Unvollendeten. Die ganze Umgebung ist öde, jandig; die Stadt erlangte ihre Bedeutung nur durch die von hier ins Innere

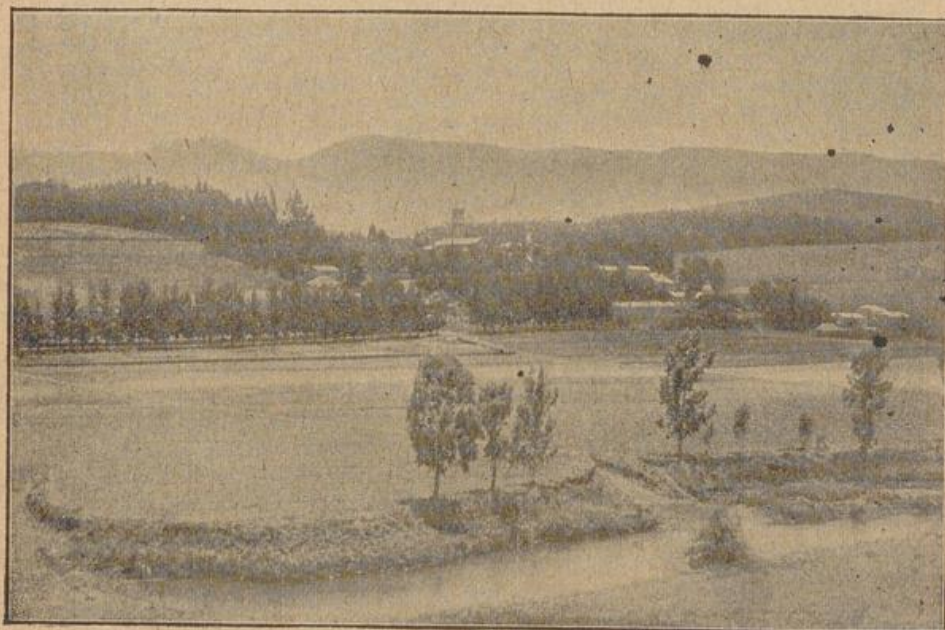


Mittagspause auf einer Missionstour.

sich ziehende Bahn, wodurch sie zum Hafen für das reiche Hinterland wurde. Unser Weg führte uns auch zur Niederlassung der Eingeborenen. Welch ein Bild des Elendes bot sich da unsern Augen! Klingt das nicht wie ein Hohn auf die Kultur, wenn man diese armen Menschen wie Schweine zusammen-

gepfercht und untergebracht sieht! Hunderte von Männern hausten hier in erbärmlichen, nur notdürftig aus Stangen, etwas Blech oder Tuch errichteten Höhlen. Gruppenweise saßen sie um die nächtlichen Feuer. Ein solcher Gestank und eine solche Ausdünstung herrschte in diesem Viertel, daß wir unsere europäischen Nasen bald aus der Riechweite bringen mußten. Welches sittliche Elend bei den in diesem Loch zusammengeworfenen Heiden grassieren mag, wird man sich kaum vorstellen können.

Immer weiter ging es gegen Süden. Wir kamen jetzt in den Bereich der vom Südpol kommenden Meeresströmungen. Die Temperatur sank beträchtlich; die See zeigte sich wieder unruhiger. Das ferne Ufer nahm immer trostlosere Formen an. Wir kamen in den Bereich der alten deutschen Süd-Westkolonie, deren Küste von Norden bis Süden eine langgestreckte öde Wüste bildet. Am Abend des 17. Dezember erreichten wir die Walfischbay. Früher berührte



Missionsstation Genocow.

kein deutsches Schiff diese Bucht, da sie zum englischen Reiche gehörte. Seit jedoch die Kolonie unter englischer Verwaltung steht, müssen alle Schiffe hier landen. Die Bay ist sehr leicht; insgedessen machten wir wieder in ziemlicher Entfernung vom Lande halt. Die Umgegend macht einen furchtbar eintönigen und melancholischen Eindruck; nichts als Sand, Sand und nochmals Sand. Ein paar Baracken, einige elende Hütten und ein einsam aufragender Schlot bilden die Ortschaft Walfischbay. Am folgenden Morgen verließen uns viele Mitreisende. Wir waren darüber froh; wir bekamen jetzt mehr Bewegungsfreiheit und waren der lästigsten Elemente los. Die Mahlzeiten waren von jetzt ab einschichtig. Am folgenden Tag kamen zwei Oblaten-Missionäre von Windhoek an Bord, die voll Freude darüber waren, so viele deutsche Mitbrüder auf dem Schiffe anzutreffen. Sie erzählten uns viel von ihren Missionsarbeiten, von ihren Sorgen und Erfolgen, streiften auch das Kapitel Regierung und Mission. Dabei erwähnten sie, daß der katholischen Sache in Südwest der unglückliche Ausgang des Krieges trotz mancher schlimmen Folgen zum Segen gereichte.

In jenen Tagen bekam P. J. eine Drüsenentzündung, so daß seine rechte Wange dick anschwell. Die damit verbundenen Schmerzen, die ihn am Sprechen hinderten und das Essen ihm zum Martyrium machten, trugen dazu bei die durch die fortwährende Seekrankheit hervorgerufene üble Laune noch zu fördern. Wir mußten uns daher sehr zusammennehmen, um nicht herauszu-plagen, wenn er in seiner das Lachen direkt herausfordernden Einseitigkeit erschien, die er vergeblich mit dem Taschentuch zu verhüllen suchte. Eine in der Heilskunde erfahrene Postulantin wollte ihm ihre Dienste anbieten. Schüch- tern frug sie, was er denn habe. „Ein schiefes Gesicht,“ antwortete er und wandte sich weg, da er sich gefoppt wähnte. Doch ein Frater brachte die



Eingeborne Schwestern mit dem Hochw. Herrn Bischof.

beiden auseinandergeplakten Pole wieder zusammen. Von kundigen Händen gepflegt und verbunden, fand P. J. bald Erleichterung und schließlich auch Befreiung von seinem Übel.

Nach Verlassen der Walfischban fuhr unser Schiff ziemlich nahe der Küste entlang. So sehr sich auch das Auge anstrengte, es konnte nichts als hellgelbe Sanddünen entdecken. Manchmal waren wir sogar im Zweifel, ob wir wirklich das Land vor uns hätten, oder ob das, was wir für die Küste hielten, nur eine Nebelschicht sei. Das Meer war in der dortigen Gegend sehr belebt: Möven umflogen in großer Zahl unser Schiff, eine Art Enten schwamm in hellen Haufen auf dem Wasser dahin, dazu gesellten sich mehrere Rudel Seevögel, die den Schweinsfischen ähnlich in tollen Sprüngen über die Oberfläche tanzten und mit den Möven beständig in Fehde lagen. Am nächsten Nachmittag langten wir bei schönstem Wetter in Lüderigbucht an. Wie schon der Name Bucht besagt, bildet die Küste hier einen natürlichen Hafen. Ein vorspringender Bergrücken teilt diesen in zwei Arme,

einen kleineren, in den wir einliefen, und einen größeren, der sich verhältnismäßig weit ins Land hineinzieht, aber für die Schifffahrt trotz seiner geschützteren Lage unbrauchbar ist, da Felsenriffe die Zufahrt verbieten. Der Hafen ist ganz von rauh zerklüfteten Bergen mittlerer Höhe umgeben, deren bleiches, nacktes Gestein einen unheimlichen Eindruck macht. Nur in einigen Mulden und an einem kleinen Uferstrich hatte der Sand sich ein Plätzchen sichern können. Kein grüner Baum, ja keine einzige Pflanze unterbrach das Bild des Todes; der salpeterhaltige Boden läßt nicht die geringste Vegetation aufkommen. Die Stadt zieht sich von einer talartigen Einsenkung am Ufer aus an zwei Abhängen empor. Mit den weißen, rotbedachten Häusern hätte man sie für eine heimatliche Ortschaft halten können, wäre der krasse Kontrast der nackten Felsen nicht gewesen. Auf einem Felsenvorsprung erhebt sich ein freundliches Kirchlein, wie wir hörten, die protestantische Pfarrkirche für die Weißen; im Vordergrund, außerhalb der Stadt, hatte die Rheinische Mission ein zweites Gotteshaus für die Eingeborenen errichtet, deren Dorf wir jedoch vom Hafen aus nicht sahen. Wie wir von einer hier zugestiegenen halbweißen Frau vernahmen, besitzen die Katholiken eine kleine armselige Kapelle, an der ständig ein Pater aus der Genossenschaft der Oblaten des hl. Franz von Sales angestellt ist.

Zwei große, dem Festlande vorgelagerte Inseln zogen ob ihres eigenartigen Aussehens unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Oberfläche schien wie mit Schnee bedeckt, der mit unzähligen schwarzen Punkten übersät war. Wir rieten hin und her, was das wohl sein möge, kamen auch auf den Gedanken, daß die Punkte lauter Möven oder sonstige Vögel sein könnten. Nach näherer Erkundigung erfuhren wir, daß auf diesen Inseln eine Unmenge Pinguine leben, und daß die weiße Farbe nichts anderes als ihre Ausscheidungen seien. „Hui, der Guananoberg!“ entfuhr es voll Schaudern einem Munde; und ein biederer Schwabe summte zu ihnen hinüber: „Nebst meinem Landsmann, dem Hegel, verzapft ihr den gediegeinsten M...“

Hier war es auch, wo wir fast alle die Nasen verbrannten. Die Sache kam so: Ueberall, wo wir jetzt gewesen waren, hatten wir es nicht der Mühe wert gefunden unser Gesicht vor der Sonne durch Hut oder Mütze zu schützen, da die Seeluft die Wirkung der Sonnenstrahlen beeinträchtigte. Drum standen wir auch ahnungslos barhäuptig auf Deck, als wir im hellsten Sonnenschein in Lüderitzbucht einfuhren. Wie immer betrachteten wir, was um uns herum vorging und sich zeigte. Auf einmal fühlten wir in unserm Gesicht, vor allem auf der Nase, ein starkes Jucken. Wir schauten uns gegenseitig an, und, o Schreck, einer hatte eine röttere Nase im Gesicht sitzen als der andere. Die Riechorgane, die wir zur Schau trugen, hätten wahrlich mit jeder Trinkernase die Konkurrenz ausgehalten. Wir holten schleunigst die Hüte aus ihren Winkeln hervor; allein es war zu spät; unsere Nasen waren und blieben verbrannt. Da erinnerte sich Prof. K. einer Warnung, die P. Ignatius in seinem Reisebericht allen künftigen Afrikareisenden geben wollte, wo er dringend anriet, ja das Gesicht nicht den Sonnenstrahlen auszusetzen. Ueberall suchte er noch den Rat des P. Ignatius bekannt zu geben, aber es half halt nichts mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Des Lebens Vergänglichkeit.

Von Br. Barnabas. R. M. M.



„Ein Tag der sagt dem andern,
Das Leben sei ein Wandern,
Hin zur großen Ewigkeit.“

Es gibt leider Gottes, besonders auch in unsern modernen Zeiten der Genuß- und Vergnügungssucht so viele Menschen, die in den Materialismus derart verstrickt sind, daß sie wenig Zeit finden, oder besser gesagt, nicht finden wollen, um über ihr Ziel und den Zweck dieses Lebens nachzudenken. Sich ausleben, das scheint ihnen zur Hauptsache geworden zu sein. Doch wehe jenen, die sich zuerst aus-

leben wollen, bevor sie sich eingelebt haben in die treue Erfüllung des hl. Willens Gottes, die genaue Beobachtung seiner hl. Gebote und die seiner hl. Kirche, sowie in ihre Berufs- und Standespflichten. Lassen wir uns daher an der Hand der Mutter Natur leiten, sie lehrt

und zeigt uns stets die volle Wahrheit, wenn wir sie lieben und suchen.

Nun ist der Monat November gekommen, dieser erinnert uns an das Sterben der Natur. Stürme ziehen durch die Lande und entblättern nach und nach Baum und Strauch. Öde und wehmütig blickt uns alles entgegen. Wir ziehen hinaus zum Friedhof, an die stillen Gräber und einsamen Grüste und eine stumme, aber ernste Predigt klingt an unser Ohr. — „Memento mori! Gedenke des Todes!“ ruft's uns entgegen, und „Erbarmet Euch Ihr wenigstens, meine Brüder und Freunde! Auch wir waren, was Ihr seid, jung und frisch, hoffnungsfreudig und tatenfroh. Doch, vergänglich ist das Leben und wir sind gelandet am Port der Ewigkeit!“

Schon jeder gläubige Christ fühlt sich aus Dankbarkeit und Liebe angetrieben, leiblicher oder doch wenigstens geistiger Weise an die Stätte zu eilen, wo man seine Teuersten begrub, vor allem, um da zu beten und somit seine Anhänglichkeit dadurch zu beweisen. Und klarer denn je, stehen die betreffenden Seelen vor den Augen seines Geistes.

Seht dort das Grab einer Mutter! Ein einfaches Holzkreuz, geschmückt mit einem Kranze der letzten herbstlichen Blüten. Auf dem schlichten Hügel eine blühende Aster, ein Weihwassergefäß und ein armseliges Lichtlein. Am Fuße des Grabes ein Waisenkind, betend und schluchzend in fadenscheinigem Gewand, trauernd um den herben Verlust, den es erlitten.

Im Schatten einer Trauerweide schauen wir ein frisch geschaukeltes Grab, notdürftig zugeworfen, umringt von einigen armen Kindern und deren noch ärmeren Mutter. Soeben wurde der Ernährer dieser Familie zur ewigen Ruhe gebettet. Mit Tränen im glanzlosen Auge blickt die Mutter über den Hügel, die Vergänglichkeit des Lebens und irdischen Glückes betrachtend. Jammernd stehen die verlassenen Kleinen da, suchend und hilflos zum Grabe blickend.

Unter Typressen und dunklen Tannenwipfeln ragt hervor ein Heldengrab, ein Marmorstein mit den in Gold eingegrabenen Namen der Gefallenen für das Vaterland. Rings davor betende Eltern und trauernde Bräute, verlassene Witwen und Waisen. Der schwere Stein deckt die Hoffnungen des Lebens zu. Tatendrang und Jugendglück ist jäh zerbrochen. Stille Gedanken und schneidendes Weh zermühen die zerrissenen Herzen.

Mahnt uns das nicht, daß das Leben nicht das gibt, was es uns zuvor verspricht? Am besten fragen wir die Altgewordenen. Diese haben gesehen, was Leben ist und können es uns sagen. — „Ein Kampf um unser Glück!“ — Sogar das alte Mütterlein, gebückt von der Last der Jahre und der Sorgen, scheut nicht die Mühe — und lenkt ihre Schritte zum Gottesacker hin.

„Es wankt ein altes Mütterlein
Zum Waldfriedhof mit wundem Herzen
Ihr Glück und Stolz grub man hinein
Nur Tränen blieben ihr und Schmerzen.

Am Hügel sieht man betend dort
Der ihr Liebste aufgenommen
O stiller Friede, heil'ger Ort,
Ach, heiße bald zu dir mich kommen.“

In solchen Gedanken versunken steht sie da. Die Tannenwipfel, sie rauschen im Winde und lassen ertönen ihre alten Melodien, die uns ahnen lassen Gottes Nähe in der Einsamkeit. So wie diese Melodien immer dasselbe an unsere Ohren ertönen lassen, so ermahnt uns stets das Gewissen in Freud und Leid, wenn wir es hören wollen: „Alles geht vorüber!“ —

„Alles geht vorüber!“ Dies ist eine Tatsache, die wohl kaum jemand zu leugnen vermag. Unwillkürlich wird unser ganzes Wesen ergriffen beim Nachdenken über diese drei Worte, und es spiegeln sich entweder Freude oder Trauer auf dem Angesichte der Sterblichen.

„Es rollt und rauscht der Strom der Zeit
Er eilt ins Meer der Ewigkeit.
Hilf mir, o Herr, daß jeder Tag
Mich auch dem Himmel nähern mag.“ (T. Pesch.)

Ernst ist das Leben! Es ist der Weg zu einem bestimmten Ziele und kein Spaziergang. Auf einem Spaziergange ist jeder Weg der rechte, auf unserem

Lebenswege jedoch nicht. Da heißt es: „Zeige dich männlich in der Tugend, in der Treue und im Kampf des Alltags.“ — Ferner, wie kurz, wie arm-selig und gebrechlich erscheint es doch! „Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt eine kurze Zeit, und diese kurze Zeit ist voll von mannigfachem Elend.“ (Job 14, 1.) Wie eine Blume tritt er hervor und wird alsbald zer-treten. Flüchtig ist sein Dasein, wie ein Schatten und nie hat er Ruhe.

„Was ist der Mensch auf Erden wallend?
Ein Seufzer, in den Lüften verhallend;
Ein Wurm, den hohen Berg erklimmend;
Ein Rosenblatt, auf dem Ozean schwimmend;
Ein Tröpflein, in unendlichen Meeresweiten;
Ein Augenblick zwischen zwei Ewigkeiten.“ (T. Pesch.)



Auf dem Gottesacker in Maria Einsiedeln.

Denke oft an die allgemeine Erfahrung. In der Jugend erwarten wir die Befriedigung von späteren Jahren, und im Alter wenden wir uns in bitterer Enttäuschung um, und glauben hinter uns das Glück der dahin geschwundenen Jugend, genießen aber statt dessen nur die bloße Erinnerung daran. Denn durch Täuschungen schwindet unser Leben dahin. Daraus folgt aber nicht, daß wir zum Unglück geboren sind, sondern zur Unsterblichkeit. Dieser Erkenntnis entsprechend fühlt der Mensch in seinem Wesen einen gewaltigen Drang, sich Gott, seinem Urheber, zu unterwerfen, indem er Gott als Urquell und Endziel alles Seins ansieht und bei ihm seine Ruhe und sein Glück sucht. Darum steht der Mensch da, unbefriedigt bei jedem irdischen Besitz, unbefriedigt durch jeden organischen Genuß, unbefriedigt bis an den Rand des Grabes. Hätte ihm auch das Leben Alles geboten, schließlich muß er sterbend ausrufen: „Was nützt mir das jetzt alles!“ —

„In den Ozean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.“

(Schiller.)

Stehe über den Ereignissen und verwerte sie gut! — „Willst, o Sterblicher, Du das Meer des gefährlichen Lebens froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst, laß, wenn Winde Dir schmeicheln, Dich nicht vom Stolze besiegen, laß, wenn Sturm Dich ergreift, nimmer Dir rauben den Mut. Männliche Tugend, sie sei Dein Ruder, der Anker, die Hoffnung, wechselnd bringe sie Dich durch Gefahren ans Land.“

(Pesch, Christl. Lebensphilosophie.)

Am Sterben nur merkt man, daß es auch mit unserm Leben vorwärts geht. „Laßt uns dafür sorgen,“ sagt Seneca, „daß unser Leben, gleich Kleinkindern nicht viel Raum einnehme, aber viel wiege, und bedeute.“ Diesen Rat befolgend, erinnern wir uns des Spruches der hl. Schrift: „Wirket, solange es noch Tag ist, denn es kommt die Nacht, wo man nicht mehr wirken kann.“ Diese Worte sollten schon für jeden gläubigen Christen genügen, ihn anzueifern, und anzuspornen, in dieser kurzen Lebenszeit, „viel Gutes zu wirken,“ durch Wort und Beispiel. Denn eine der bedeutendsten Gnaden, welche uns Gott in dieser Zeitlichkeit schenkt, besteht darin, daß wir viel Gutes, zum Wohle der Menschheit tun können. Insbesondere sollen wir auch unsere Blicke hinlenken auf die Tätigkeit in den Heidenmissionen. Wie viel Gutes läßt sich da auf diesem Gebiete noch tun! Diese vielen Millionen armen Heiden, arm an Leib und Seele, aus der Finsternis der Sünden und der Laster zu befreien und zum Lichte des hl. Glaubens an Jesus Christus zu führen ist fürwahr eines der edelsten Werke der christlichen Nächstenliebe. Dazu sind alle Christen berufen und bestimmt, mitzuhelfen und mitzuwirken, Jesu letzten Willen zu erfüllen; entweder durch persönliche Mithilfe, oder aber durch eifriges Gebet und Almosen zur Unterstützung des hl. Missionswerkes, dessen die Missionare so sehr bedürfen um segensreich wirken zu können. So wird ein solches Leben im Dienste der Mission verdienstlich vor Gott werden und zu seiner größeren Ehre gereichen und beitragen. Hier sehen wir uns vor großen Aufgaben und Prüfungen gestellt. Rings um uns ist fortwährender Wechsel und wir können es am besten im Blühen und Verwelken, im Kommen und Versinken des Erschaffenen wahrnehmen. Alle uns umgebende Macht, Größe und Schönheit, sie verschwindet im Winde wie Rauch, nur die Tugend bleibt und erfreut stets das gute Gewissen des Menschen.

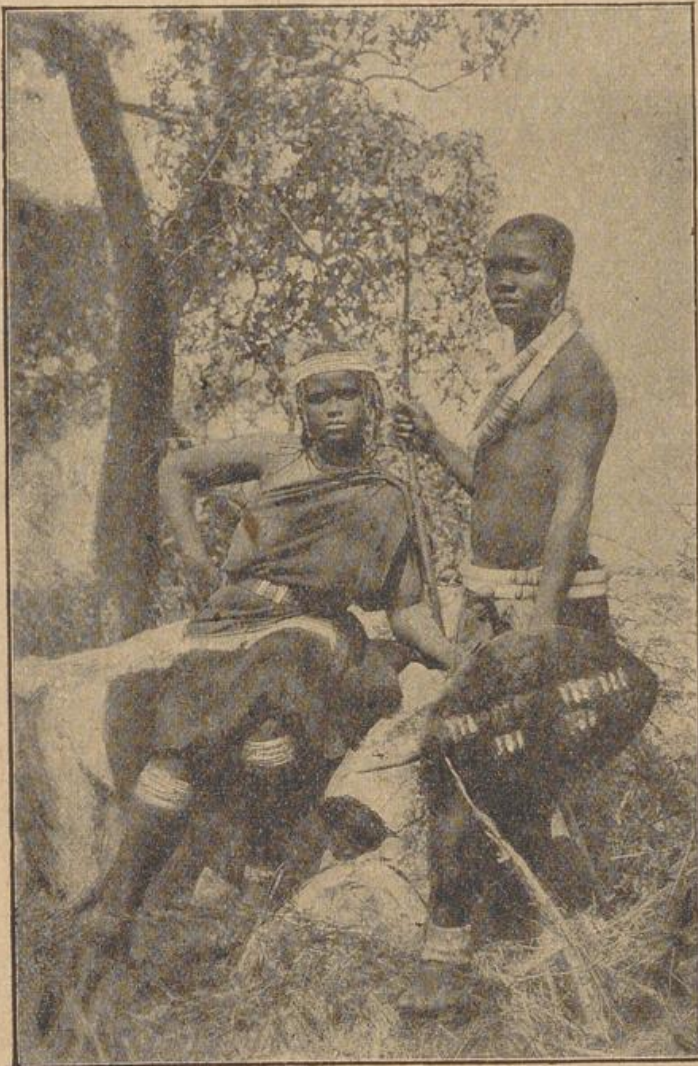
Der Kürze und Vergänglichkeit der Zeit gedenkend, spricht der Weise zu sich selbst: „Ich will mein Ziel erreichen und zwar auf dem besten und kürzesten Wege; die Größe und Herrlichkeit des Zieles soll mir alles ersetzen, was ich hinieden daransetzte an Entsagung, Arbeit, Mühe und Opfern. Nur so im Lichte der Ewigkeit wird das Leben des Lebens wert erscheinen. Wir verstehen immer mehr die Wahrheit der Worte des Predigers: O Eitelkeit der Eitelkeiten, alles ist Eitelkeit. Was hat der Mensch von seiner Arbeit, mit der er sich unter der Sonne abmüht? Ein Geschlecht geht dahin und ein anderes kommt. (Eccl. 1, 1—4.) — Das also ist die höchste Weisheit, durch die richtige Beurteilung und rechte Verwendung der flüchtigen Zeit sich viele Verdienste zu sammeln und nach der ewigen Heimat allein zu streben.

Die Flucht des Hynn.

Die Abenteuer des Kehla Zzitwa in den Jahren der Gnade 1828—31

Sechstes Kapitel.

Plötzlich begann der Platz außerhalb des Tores, wo die Zulus sich am dichtesten drängten, zu schwanken, dann klappte er mit donnerndem Krachen auseinander; zugleich stieg eine mächtige Feuergarbe hoch in die Luft. Die



Zuluhäuptling und seine Frau.

Gewalt der Explosion erschütterte das ganze Fort und warf uns alle zu Boden. Ich raffte mich wieder auf unter einem Schauer niederfallender Erdklumpen, Steinen und Stücken von Zulu-Leibern. Diejenigen von den Feinden, die innerhalb von den Pallisaden von der Explosion nicht erfaßt worden waren, standen vor Entsetzen betäubt dicht nebeneinander. Der feindliche Rest floh mit gellendem Angstgeschrei in den Wald zurück. Das beständige Geknatter

der Feuerwaffen gab ihren Füßen Flügel und mancher Zulu sank getroffen zu Boden.

Der Inkos Fred, ein Bruder des großen Inkos Sny, (noch jetzt bei den Eingeborenen unter dem Namen Umbulazi bekannt,) eilte unter Hurrahruf auf die erschrockenen Zulu, wir folgten ihm und in wenigen Sekunden hatten wir sie mit unsern Knotenstöcken niederbeschlagen und mit den Affegais durchbohrt. Der Inkos Umbulazi gab den gemessenen Befehl die Leichen aus dem Gehöfte hinauszuschaffen. Wir taten es und schlossen die Tore wieder.

Ich war starr vor Entsetzen und über die Mäßen erstaunt und fragte Klas, welchen mächtigen Zauber der umlungu angewandt habe, um all diese Zulus zu töten. Klas sah mich an und lachte. Ich wurde unwillig; als aber der Bursche dies sah, lachte er nur um so unbändiger, so daß ihm das Wasser aus den Augen kam. Zuletzt brach er zusammen und lag auf dem Boden, sich vor Lachen schüttelnd. Ich wiederholte sehr ärgerlich meine Frage und endlich antwortete Klas unter erneuten Lachausbrüchen: „O, der große, dicke, fette, einfältige Gock von einem Kafula! Ha, ha, er meint, es sei ubutakati, Hegererei, oh, ha!“

Ich klopfte ihm mit meinem Knotenstock empfindlich ans Schienbein, worauf er zu Lachen aufhörte, sich plötzlich aufsetzte, seine Knochen rieb und mich verwünschte auf Englisch, Holländisch, Zulu und in der Affensprache: „Du einfältiger, verbohrter Sohn eines ungehobelten Lummels! Du Schlangensbrut! Du ...“ Er verlor den Atem und machte eine Pause im Schimpfen; er schaute nur noch gegen mich aus und glogte mich an. Nach einer kleinen Pause fing er wieder an: „Du garstiger Dummkopf! Weißt Du nicht, daß der Inkos ein großes Loch gegraben und ein Säßchen Pulver hineingelegt hat? Und an das Säßchen hat er einen Schweiß gehunden und denselben angezündet, als die Zulus eindringen.“

Ich klopfte dem Burschen mit seinem Stocke an den Kopf wie ein Baumspecht an einen Baum, weil er mir so schöne Namen gegeben, bis er aufsprang und davonlief.

Die Feuerwaffen knatterten weiter. Die abelungu, viele Eingeborene und Griquas schossen drauf los, so schnell sie konnten. Gellende Rufe, Geschrei und Schlachtgebrüll übertönte noch den unaufhörlichen Donner der Gewehre. Grauer und dicker Rauch füllte den Raum und legte sich scharf auf Geruchs- und Geschmacksorgane. Der Rauch verursachte Schmerzen in Augen und Nasenlöchern.

Durch den Pulverdampf hindurch sah ich unsere Leute mit dem Affegai in der Hand den oberen Rand der Vallisaden beobachtend, denn von Zeit zu Zeit suchten Zulukrieger auf den Schultern anderer stehend überzuklettern. Sie fanden dabei nur ein schnelles Ende. Denn ehe sie auf den Boden springen konnten, waren sie von hundert Affegais durchbohrt. Eine Anzahl gesattelter Pferde stand bereit, von Griquas, Hottentotten und Knaben an den Zügeln gehalten.

Das Geheul außerhalb der Befestigung nahm immer mehr zu. Etwa 20 Zulu zeigten sich wieder mit Kopf und Schultern über den Pfählen. Es gelang ihnen über dieselben zu klettern; aber Inkos Fred rannte auf sie zu, als sie eben den Boden berührten und sein Gewehr als Keule gebrauchend, zerschmetterte er mit dem schweren Kolben seiner Waffe ein Duzend Schädel in ebenso vielen Sekunden unter wuchtigen Schlägen. Den übrigen Eindringlingen besorgten wir das Nötige mit unsern Affegais.

Plötzlich verstummte das Geheul draußen; die Zulus befanden sich auf dem Rückzuge. Die abelungu verließen die Schießscharten und bestiegen ihre Pferde. Sie befahlen uns die Tore zu öffnen und ritten durch dieselben; die Gewehre stemmten sie auf den Schenkel und die Säbel hatten sie umgeschnallt. Die beiden Snyns, zwei mächtige amakosi, waren die Führer des Zuges. Riesenhafte Männer schienen sie alle, als sie auf ihren hohen Streitrossen über uns emporragten. Wir bekamen Befehl, ihnen zu folgen.

Die abelungu ritten im Trabe durch die Tore und wir folgten, so schnell wir konnten. Bei dieser Gelegenheit wurde die infolge der Explosion entstandene Kluft für viele eine Falle. In ihrer Hast und von den eigenen Leuten gedrängt plumpsten viele in das Loch und trugen manche Beule oder Wunde davon.



Eingeborene Frauen und Kinder.

Dadurch wurde aber unser Durst nach dem Blute unserer Feinde nicht gemindert.

Die Haufen von Leichnamen in der Nähe unserer Pallisaden bewiesen, wie verzweifelt die Zulus angestürmt hatten. Mit Ausnahme der Toten zeigte sich aber keine Spur mehr von dem verhassten Feind, bis wir den Wald passiert hatten und die offene Gegend erreichten, wo das Tal zum Bette des Umgeni sich hinabsenkt. Da sahen wir hunderte von Zulus wild durcheinander über den geborstenen Talgrund dem Flusse zurennen.

Umbulazi (Henry Synn) rief uns zu, die Feinde der Mündung des Umgeni zuzutreiben und gallopierte selber auf die Drift los; die berittene Mannschaft folgte ihm. Sie hatten zwar einen Umweg zu machen, überholten aber trotzdem die Zulu und kamen zur Drift, als dieselben noch mehrere hundert Meter davon entfernt waren. Als der Feind sich dem Flusse näherte, eröffneten die Schützen das Feuer. Wir hatten nun die Flüchtlinge erreicht und stachen und hieben nach rechts und links.

Hei, wie wohl es tat, „den Mörder zu morden!“ Ja, wir von den Bantu-Stämmen gaben den Zulus von ihrer eigenen Medizin zu verkosten

an jenem Tage. Unsere Assegais tranken viel Blut. Einige der Zulus setzten sich zur Wehr, aber den meisten war der Mut gebrochen durch die Feuerwaffen der abelungu; sie dachten nur an Flucht und rannten der Stelle zu, wo der Umgeni in die See mündet. Wir blieben ihnen auf den Fersen. Ha! endlich Rache! Wir brüllten zu dem steten „zghee, zghee“ unserer Assegais ein fortwährendes „drauf, drauf!“ wenn unsere Waffe sich in den Rücken des Feindes bohrte und hatten unsere Freude dran, wenn wir fühlten, wie die Getroffenen erzitterten und sich im Schmerze krümmten.

Wir jagten die Feinde geraden Weges in den Fluß hinein, wohin viele der unsern ihnen folgten. Als ich bis ans Knie im Wasser stand, berührte mein Schienbein die schuppige Haut eines Alligators, der gerade auf einen unserer Leute zuschwamm und ihn im Nu an dem Beine erfaßte. Der Mann schrie wie unsinnig; ich spähte nach dem weißen Leibe des Untieres, als er sich auf die Seite legte und rannte meinen Assegai in denselben, worauf ich schnell ans Ufer mich rettete. Dort standen die abelungu, die von den Pferden abgestiegen waren und auf die Zulu losschrien.

Umbulazi rief unsern Leuten zu, ans Ufer zurückzukehren. Sie gehorchten.

Die Zulus waren etwa 100 Meetr vom Ufer entfernt und es schien als würden sie wirklich das jenseitige Ufer gewinnen, als die Vordersten gellende Schreie des Entsetzens ausstießen und versuchten, wieder umzukehren. Im Augenblick konnte ich mir nicht denken, was vorgehe, hörte aber bald, wie Umbulazi zu seinem Bruder sagte: „Es ist nicht nötig, Fred; noch mehr Pulver zu verschwenden, sie stecken im Flugsand.“

Und da standen sie, ihrer Hunderte, festgehalten vom verräterischen Schlamm, unfähig, vorwärts oder zurück zu gehen und langsam und unaufhaltsam sinkend. Um das Grausige ihrer Lage noch zu verschlimmern, schwamm eine Anzahl Krokodile unter ihnen herum; es war kein Zweifel, die Bestien waren es schon gewohnt, die Schlachtopfer der Zulu zu verzehren, welche von ihnen auf ihren Mordzügen erwürgt worden waren. Wilde Schreie namenlosen Entsetzens kündeten, daß die kriechenden Ungetüme viele von den Unglücklichen bereits unter Wasser gezogen hatten oder eben daran waren, es zu tun.

Ungefähr zwei Stunden standen wir am Ufer und beobachteten diese Schreckenszene. Jeden, dem es gelang sich aus dem Sumpfe herauszuarbeiten, töteten wir sofort. Die meisten waren indessen schon zu tief eingesunken, um sich wieder heraus helfen zu können, mehrere schon ganz verschwunden. Einem Zulu gelang es aus dem Schlamm herauszukommen und die gegenüberliegende Uferstelle zu gewinnen, aber ein Lang-Distanz Schuß aus Umbulazis Büchse streckte ihn nieder.

Endlich bestiegen die abelungu wieder ihre Pferde und ritten zu unserm Sort zurück, wo Umbulazi uns folgendermaßen anredete:

„Leute, ihr habt gut gefochten; nicht einer der Feinde wird zurückkehren um dem Dingaan vom Schicksale seiner impi zu erzählen. Bis Dingaan eine andere Streitmacht ausschickt, um zu erfahren, was geschehen ist, sind wir hoffentlich jenseits des Umzimkulu in Sakus Land, wohin er uns kaum folgen wird. Er mißtraut seinem Bruder Mpande und fürchtet die Buren, welche gegen Mzilikazi *) gefochten haben im Lande jenseits der Drakensberge und ihn besiegten, wie wir es getan in den Tagen Tschakas. Es ist daher unwahrscheinlich, daß er sich weit aus Zululand fortwagt. Esset und ruhet eine

*) Gründer des Matabele Reiches.

Stunde aus, denn ich gedenke gleich aufzubrechen, um unseren Wagen zu folgen."

Als wir uns zum Essen niedersetzten, sah ich meinen Nundi und rief ihm sofort zu: „Nundi, wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt? Ich habe dich nicht gesehen seit dem Kampfe am Tore!“

Er grinste verlegen, „Als das große Bum-Bum losging, fiel etwas auf meinen Kopf und ich wußte nichts mehr von mir.“

„Armer Nundi, du siehst nicht darnach aus, als ob du große Taten vollbrächtest, um dir Umbulazi's Gunst zu gewinnen, damit er dir die Ungezi gebe. Denke dir, der induna Mzobosbu macht ihr den Hof.“



Innere der Kirche von Revelaer.

„O sei still, sei still,“ schrie Nundi, aber im selben Augenblicke begann Klas auf seiner Keuchtrompete zu arbeiten und wir machten uns marschbereit.

Mehrere unserer Leute waren gefallen im Kampfe; unter den Vermißten aber war ein gewisser Lulilimba, der behauptete, aus dem Königshause der Zulus zu sein, ja, ein Sohn des Tschaka selbst. Inkos Umbulazi war sehr unliebsam berührt, als er die Nachricht davon erhielt; aber als wir nichts von dem Manne entdecken konnten, schwenkten wir in bester Ordnung zum sandigen Fahrweg hinab und maschierten ab. Wir zogen längs des Plateaus und kamen an unseren Kraals vorbei und setzten dann über den Umbili. So ging es dem Lande des Faku entgegen.

Die Wagenspuren waren deutlich erkennbar. Bevor die Nacht hereinbrach, hatten wir Springs, den Wohnort des Faku, erreicht, woselbst wir eine feste Scherm (Lagerplatz) für die Nacht bezogen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Tembuland.

Von P. Chrysostomus Ruthig, R. M. M.

Heute am 27. Juli im Jahre des Heiles 1924 sitze ich hier in Cala und blase Trübsal nach Noten. Daheim zu Biesingen in der herrlichen Rheinpfalz feiert man das Patrozinium der Kirche zur hl. Anna, und eben in derselben Kirche hat vor gerade drei Wochen der älteste Sohn meiner Schwester, einer Schwester von vier Priestern, seine erste hl. Messe gelesen. — Als mein Bruder, P. Antonin, in Lourdes am Sterben lag, hat man mich gerufen, und als er eine Leiche war, hat man wieder gerufen. Aber der Mann mit dem „steinharten“ Herzen ging nicht, denn überall lagen seine Christen an Unterleibstypheus krank darnieder, und die eigenen Kinder gehen doch dem leiblichen Bruder vor! Bei verschlossener Türe darf dann der „herzlose“ Missionar sich ausweinen, wie nur ein Kind sich ausweinen kann. Und jetzt zu der Primiz hat mein guter Vater den „Onkel aus Afrika“ aufs dringendste eingeladen. Aber wie sollte das gehen? Uebrigens haben wir uns nicht allein ausgeweint, sondern der knickerige Oheim, der sonst nie einen Wein trinkt, hat an dem Tage drei Sorten Wein aufgetragen und mit einem lieben Confrater, der gerade hier weilte, allem zu trotz doch Primiz gehalten. Also zur Primiz ging ich nicht. Warum nicht? Das ist Gegenstand meiner heutigen Predigt.

Als Mariannhill das neue Vikariat übernehmen mußte, fielen ihm neben dem südlichen Teile Natals die sogenannten Eingeborenen Territorien zur Missionierung zu. Lassen wir Natal heute aus dem Spiele, und betrachten ein wenig diese Territorien.

1) Ost Grigualand umfaßt 6602 englische Quadrat Meilen mit 6253 Weißen und 280 832 Eingeborenen. Dort liegen unsere Stationen: Lourdes, Telgte, Hardenberg, Linden, Zell und Sarvieu. Dazu kommt Kokstad, wo schon seit langem ein Priester war und eine Klosterschule, aber keine eigentliche Eingeborenenmission.

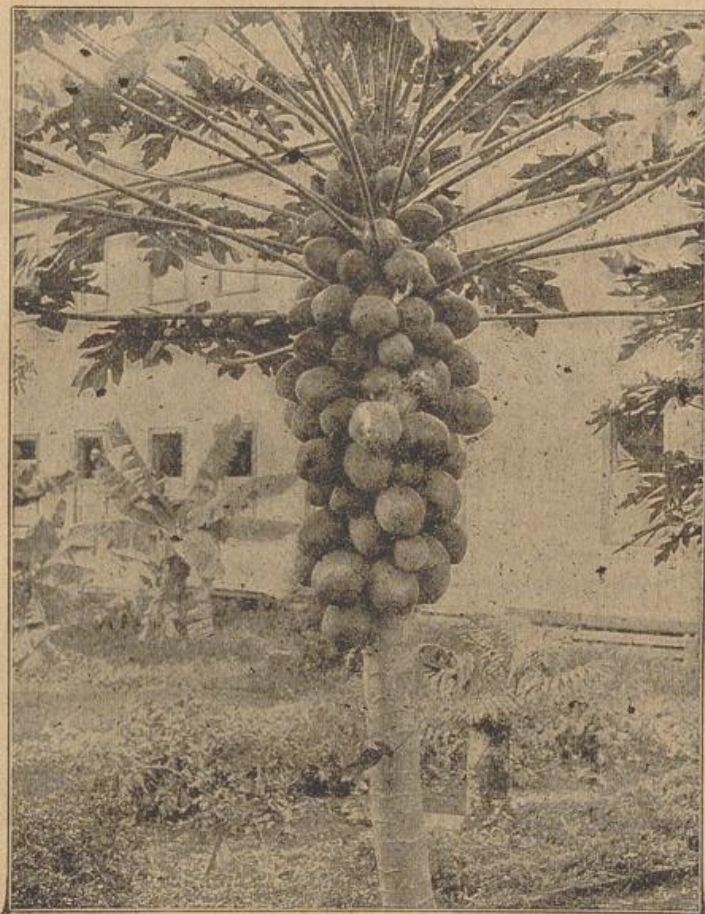
2) Pondoland umfaßt 3906 englische Quadrat Meilen mit wohl 1500 Weißen und 280 513 Eingeborenen. In diesem Lande ist bis heute kein Priester stationiert; fliegende Missionierung wird von Lourdes aus besorgt, das übergenuß zu Hause zu tun hätte.

3) Transkei mit Tembuland, ein Gebiet von 5843 englische Quadrat Meilen. Da auch die Distrikte Maclear und Elliot, die politisch zur eigentlichen Kap Provinz gehören, mitgerechnet werden müssen, gibt es also 7601 Quadrat Meilen mit 13 199 Weißen und 478 171 Eingeborenen. In Cala und Umtata waren seit mehr als 30 Jahren Priester, aber Eingeborenenmission gab es nicht. Von Keilands aus hat man Missionsarbeit begonnen, die sich jedoch nicht gut entwickeln konnte, da Keilands in Vikariate von Port Elisabeth liegt und von uns durch den Keifluß getrennt ist.

Wie groß diese Territorien sind, wird man begreifen, wenn man sagt, daß sie um 119 englische Quadratmeilen größer sind als die Rheinpfalz, Baden, Württemberg und Hohenzollern zusammen. Die Einwohnerzahl dürfte ziemlich genau sein, da sie der Volkszählung von 1921 entnommen ist. Das ganze Gebiet umfaßt also 18 109 englische Quadratmeilen mit 20 952 Weißen und 1,039 516 Eingeborenen.

Als erster aus der Mariannhiller Kongregation wurde ich nach Tembuland geschickt, und es wurde mir ein Gebiet von ungefähr 3988 englische Quadratmeilen mit 7878 Weißen und 208 157 Eingeborenen anvertraut.

Meine Pfarrei ist also fast so groß wie die Rheinpfalz, die 4133 englische Quadratmeilen umfaßt, und es sind 45 Wegstunden, um von einem Ende zum andern zu kommen. Von den 215 000 Einwohnern sind katholisch etwa 210 Weiße, 120 Halbweiße und dreizehn, sage und schreibe, dreizehn Schwarze. Um diese Katholiken zu besuchen, muß ich fast beständig auf Reisen sein und muß die elenden Straßen und Landwege gerade so gerne haben wie meine Pfarrstube. Und auf diesen Handwerksburschenfahrten muß ich das köstliche Bewußtsein haben, daß die ganze katholische Zukunft dieses Landes von



Ein fruchtbeladenes Papawbäumchen.

meiner sehr kurz gewachsenen Persönlichkeit abhängen soll. Weit und breit haben die Protestanten das Land besetzt, alle Schul- und Kirchenplätze haben sie beschlagnahmt, und in den mit Hütten besäten, unübersehbaren Ebenen und an den starkbevölkerten Bergabhängen ziehe ich mit gar kleinem Mute dahin. Wie oft singe ich da: „Ich bin allein auf weiter Flur“, aber die eine Morgenglocke fehlt, wenn nicht mit großartiger Phantasieanstrengung ich zu hören versuche unser kleines Cala-Glöcklein, das im Tone verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Gießkanne hat, und das vielleicht 25 Wegstunden entfernt geläutet wird. Ja, ein armseliger Priester und ein armseliges Glöcklein, was ist das für so viele? Wo bleibt da Muße, um in Europa Primiz zu feiern? Nein, erst wenn einmal zehn Missionsstationen in diesem Gebiete gegründet sind,

und wenn zehn Priester und wenigstens 20 Glöcklein tätig sein werden, ja dann werde ich zum Primizfeiern hinreisen, wo immer man mich einladet.

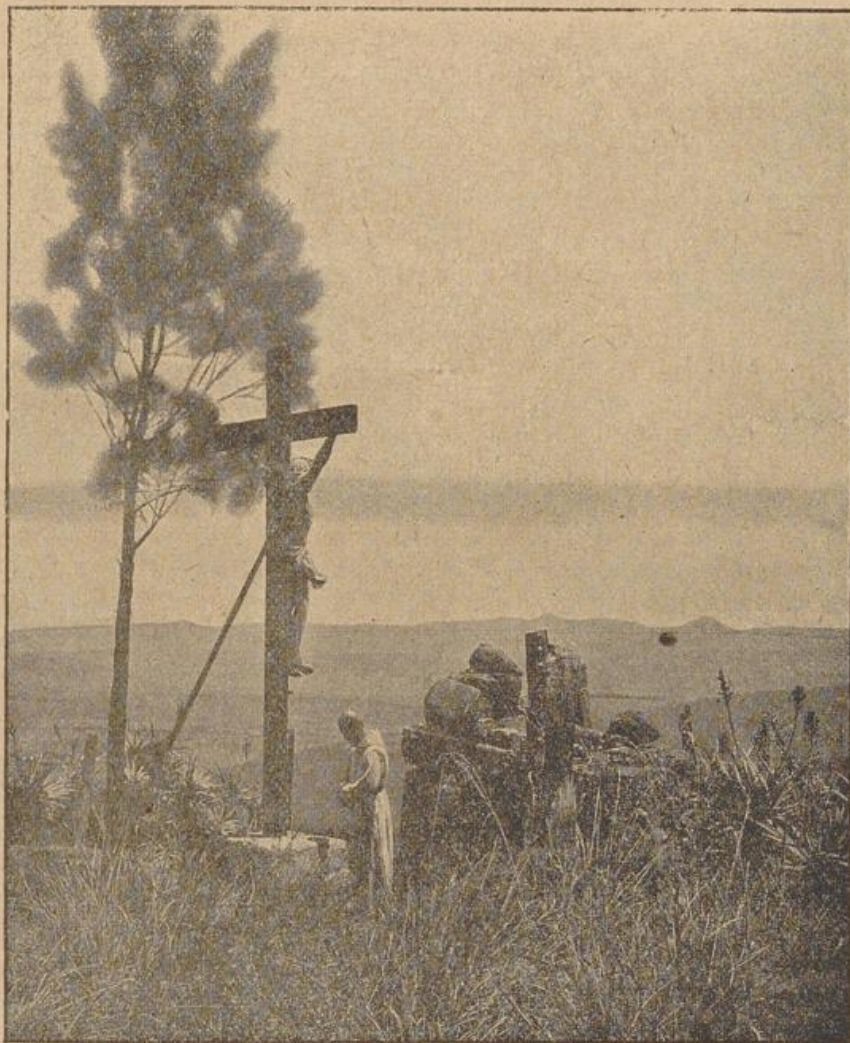
Was mir am meisten Mut gibt, hier auszuhalten, sind die vielen Schwierigkeiten, die sich mir hier entgegenstellten, und die ganz verzweifelte Lage, in der sich hier die katholische Sache befindet. Hätte man vor 30 Jahren angefangen, unter den Schwarzen zu arbeiten, dann hätten wir heute eine katholische Bevölkerung. Jetzt habe ich eigentlich nur vier schwarze Katholiken, da die übrigen neun Insassen des Aussäzigenheimes Emjannana sind. Etwa die Hälfte der Bevölkerung dürfte protestantisch sein, die übrigen sind noch Heiden, die aller Religion ziemlich gleichgültig gegenüberstehen. Es wird kolossaler Anstrengung bedürfen, um dieses Gebiet zu einem katholischen zu machen, und erst werden einige Missionare gebrochenen Herzens ins Grab steigen müssen, ehe der Same, den sie gesät, aufgehen kann. „Das Blut der Märtyrer ist der Same, aus dem Christen gezeugt werden.“ Aber ist es nicht mehr als ein Blutvergießen, durch lange Jahre gegen alle Hoffnung hoffen und arbeiten in Tränen und Enttäuschungen? Der Protestantismus befriedigt auch hier die Schwarzen nicht mehr, schon beginnen sie langsam nach Rom zu schauen, wovon das Heil kommt. Und die Ausdauer der ersten Missionare wird mit großartigen Erfolgen gekrönt sein. Ja, in Tränen werden wir sähen, und mit Jubel werden andere nach uns ernten.

Doch soll man nicht denken, daß ich von mir das Heil erwarte. Unten auf unserm Friedhofe liegen die sterblichen Reste eines Priesters, des P. Monginour aus der Genossenschaft der Oblaten von der unbefleckten Empfängnis, den man als kränklichen Mann hierher geschickt hatte. Er war nicht mehr jung und die Umstände erlaubten ihm nicht, für die eigentliche Mission etwas zu tun. Das war sein Kreuz und dieses Kreuz brachte ihn in ein frühzeitiges Grab. Aber auf seinem Sterbelager hat er prophezeit, daß die Mariannhiller Missionare kommen und das Land für die hl. Kirche gewinnen werden. Mir ist immer gerade, als ob sein Geist mich umschwebe, und daß mit Gebet und Priestersegen er mich begleite. Meine erste Tat in Cala war denn auch, sein Grab zu restaurieren, was mich 60 Goldmark kostete, ein großes Opfer für einen schwindstüchtigen Geldbeutel. Dann ging ich daran, die Kirche, deren neuen Teil er erbaut, in guten Stand zu setzen, wozu mir die wenigen Katholiken in der Stadt bereits 2100 Goldmark gegeben haben. Ich bin stolz auf meine Katholiken und stolz auf die Restauration; aber es ist nicht Stolz, der mich arbeiten ließ, sondern das Vertrauen, daß der verstorbene Priester meinem guten Willen am Throne Gottes beistehen werde. So kam es, daß wo keine Aussicht bestand, ich bereits in einiger Entfernung von hier eine Tagesschule für Schwarze eröffnen konnte; in benachbarten Elliot, etwa sechs Wegestunden von Cala, beginnen wir im nächsten Monate den Bau einer Kapelle, und, ebenfalls im nächsten Monate, wird ein Priester mit zwei Brüdern Besitz ergreifen von der ersten katholischen Missionsstation im Tembuland. Noch mehr, so Gott will, wird nach Weihnachten ein anderer Priester mit Dominikanerinnen in Cofimbaba eine weitere Station eröffnen! Also für das nächste Mal was interessantes. Darum gedenket aber auch im Gebete eines armen Missionars, der schwere Sorgen auf seine und anderer Schultern lädt.

Im Flug an südliches Gestade.

Eine Vorkriegserinnerung von P. Dominikus, R. M. M. (Fortsetzung.)

Wir hatten den Jura endgültig verlassen und strebten der Cote d'or, den „Goldhängen“, zu, wo herrlicher, goldener Wein gezogen wird. Bevor wir Dijon erreichten, erinnerten wir uns der geschichtlichen Ereignisse von 1870; „Vor Dijon wars“ beginnt das ergreifende Gedicht „die Fahne der 61er“. Auch



In stiller Betrachtung.

wir waren vor Dijon gar bald. Es ist die frühere Hauptstadt von Burgund, am Kanal von Bourgogne und am Zusammenfluß von Suchon und Ouche, beides Nebenflüsse der Saone. 71 500 Einwohner. Heimat Karls des Kühnen, Johann ohne Furcht, Bossuet, Garibaldi hat hier Ruhm ernten wollen. Wissenschaft blüht hier, Literatur und Rechtskunde. Wein, Holz, Getreide, Senf. Bald rasselte der Zug in den großen geräumigen Bahnhof. Die zweite Etappe war glücklich zurückgelegt.

Es war bereits stockfinstere Nacht, gegen 11 Uhr, als wir den Zug verließen und hinaustraten aus der Bahnhofhalle. Wir hatten Durst, denn unsere deutschen Kehlen waren uns natürlich auch bis hierher gefolgt. Nach kurzem Kriegsrat sollte Peter unsere Sachen hüten und Jakob und ich gingen dann in die Stadt, um etwas Trinkbares zu ergattern. Wir durchquerten einen großen, leeren Platz und folgten einer sehr breiten Straße, Bahnhofstraße nannten wir sie. Wir inspizierten die ominösen Wirtshauschilder und suchten die „Natur“ und „Gesinnung“ dahinter zu erkunden. Plötzlich hörten wir flüchtige Schritte und Kichern hinter uns. Zwei „Damen“ waren uns gefolgt, welche „angeheitert“ zu sein schienen. Sie grüßten mit: „Guten Abend, Herrn!“ was uns höchst erstaunlich vorkam. „Donnerkeil,“ sagte Jakob, auf gut deutsch, „bei uns grüßt man sich doch nur, wenn man sich kennt, und dann fangen die Herren zuerst an. Wahrscheinlich ist's in Frankreich umgekehrt.“ Die Dirnen lachten laut, als sie unsere für sie unverständlichen Bemerkungen hörten. „Du,“ sagte ich zu Jakob, „das sind die richtigen —“ „Schw...e“ ergänzte Jakob, und dann gingen wir plötzlich quer über die Straße und hielten vor der Türe eines Gasthauses. „Hotel de voyageur! Gasthaus zum Reisenden!“ Vor dem Gasthaus war auf die Straße zu eine Art Laube — in die flüchteten wir. Der Kellner kam und erkundigte sich überaus höflich nach unserem Begehr. Die Verhandlungen, die folgten, wurden auf französisch geführt und schienen schon gleich beim Beginne scheitern zu wollen.

Es war auch etwas verwickelt, denn wir wollten jeder ein Glas Wein, ob weiß oder rot war gleich. Aber der Kellner bat doch genau die Farbe zu bezeichnen, da er nur unsere Wünsche erfüllen wolle. Wir wollten aber zugleich noch eine ganze Flasche roten oder weißen Weines zum Mitnehmen, auch solle der Pfropfen gelöst sein, da wir keinen Pfropfenzieher hatten, und schließlich wollten wir noch eine halbe Flasche um an Ort und Stelle den riesigen Durst zu bemeistern. Wir verwickelten uns so ins Französische, daß der Kellner den Besitzer herbeiholen mußte und weil dieser unter fortwährenden Bücklingen um uns herumtanzte und riesig schnell französisch sprach, wurden Jakob und ich allgemach sprachlos. Da wurde die Madame herbeigeholt und dann löste sich alles in wunderbarer Harmonie, denn — die Dame sprach gut deutsch, wenn auch mit stark elsässischem Akzent, doch den verstanden wir. Wir hätten die gute Frau umhalsen mögen und nahmen bewegt Abschied von den Besitzern des „Hotel de voyageur“ mit einer dickbauchigen Flasche goldenen Weines, Burgunderweins. Wir fanden den Bahnhof und Peter wieder, dem die Zeit lang geworden war. Die französischen Reservisten gingen nach Hause und Bahnhöfe und Züge waren überfüllt. Auch in Dijon war großer Trubel und unzählige Franzmänner in recht froher Laune gestikulierten da herum. Nun hatte sich auch noch Peter seinen Standort neben der Tür zu Büfett gewählt und zog naturgemäß die Blicke aller Ein- und Ausgehenden auf sich. Unsere harmlose Hutform (Hartmann) war nämlich das Ziel aller Blicke.

Um Mitternacht 12 Uhr 18 Minuten donnerte der Schnellzug Paris-Lyon-Marseille in den Bahnhof. Der außerordentlich lange Zug mit seinen langen Korridorwagen war stark besetzt. Die Insassen selbst wollten die Tatsachen noch verstärken und drängten sich an Tür und Fenster. Es hob sich ein gewaltiger Ansturm auf den Zug. Trotz aller Mühe bekamen wir keinen Platz, obwohl in manchen Abteilungen für drei bescheidene Menschen sich im Notfalle ein Plätzchen gefunden hätte, aber — französische Höflichkeit, wie weit bist du entwichen: nur abweisende Gesichter. Millionenschock-

schwere Not, schimpfte ich deutsch und laut, das ist unser letzter Zug und mit diesem müssen wir mit. Und dann wendete ich mich an sechs Soldaten: „Meine Herren, wollen Sie auch mit?“ „Jawohl! Wir wollen nach Lyon.“



Eine christliche Zulufrau.

Ei, jetzt konnte ich besser französisch als vorher in dem Restaurant, jetzt war ich wütend — und da kann man vieles, was man in normalem Zustand nicht fertig bringt. „Wir müssen mit! Wo ist der Chef!“ „Einsteigen, meine Herren! en voitures messieurs!“ schrie der Kondukteur auf unser Häuflein

zuschreitend. „Pfeifendeckel“, rehlizierte ich schwitzend vor Zorn; zu deutsch ungefähr lautete meine Rede: „Die Kisten sind voll — vielleicht auch nicht, aber die Herren und Damen lieben es nicht, daß man sie stört. Aber heute noch mit diesem Zug müssen wir fahren, absolut. Der Direktor der P. L. M. (Paris-Lyon-Marseille Eisenbahngesellschaft) soll davon hören. Verstanden!“ „Beruhigen Sie sich, mein Herr, man wird einen Wagen anhängen, einen Augenblick.“ Kurz, nach einer Weile hing ein kleiner Wagen hinten an, und wir drei bestiegen ein Abteil. Ich lud das halbe Duzend Rothosen ein mitzukommen; diese zogen aber vor, nebenan zu gehen, denn meine Aussprache mochte ihnen den „Ausländer“ verraten haben. (Fortsetzung folgt).

* * * * *

Die Familie.

Die christliche Familie ist ein geweihter Tempel, in dem der Vater die Stelle des Priesters vertritt. Alle Wünsche, Gebete und heiligen Gefühle seiner Kinder vereinigt er mit seinem Gebete und bringt sie auf dem Altar seines Herzens, Gott dem Herrn zum Opfer dar. Gibt es ein herrlicheres Schauspiel für Engel und Menschen, als das gemeinsame Gebet in der christlichen Familie? Die Kinder, um Vater und Mutter geschart, knien alle vor dem althehrwürdigen Kruzifix, das der gesegnete Palmzweig als Symbol der Hoffnung und des Friedens schmückt und beten als Kinder Gottes gemeinsam: Vater unser, der du bist in dem Himmel!

(Von Dr. Ph. Hammer.)

Lehren für die Eltern.

Die Kinder muß man ziehen wie die Saiten auf der Geige; spannt man sie zu sehr, so springen sie; läßt man sie locker, so klingen sie übel. „Zu wenig und zu viel, verdirbt das Saitenspiel.“

Die Milde richtet oft mehr aus, als das zornige Krachen und Blitzen. Daß so viele köstliche Perlen der Reue aus den Augen des hl. Petrus flossen, hat nicht ein rauhes Anfahren, sondern ein liebevoller Blick des mildreichsten Jesus in dem Hause Kaiphas zuwege gebracht.

Die jungen Rebzweige darf man nicht gar zu sehr stark anbinden, aber doch auch nicht ungebunden liegen lassen. Beschneiden muß man sie, aber nicht abschneiden. Das väterliche Haus und eine Schule soll der Bundeslade gleich sein, worin das süße Manna und der Stab Arons nebeneinander lagen.

Liebe zu den Kindern.

Wer Christi Geist hat, bei dem wird es sich besonders auch darin bezeugen, daß er eine ernste, ehrfürchtige Liebe zu den Kindern hat. Außer dem Allerheiligsten im Tabernakel wissen wir nichts Sichtbares auf Erden, worauf das Wohlgefallen Gottes so gewiß und so ungetrübt ruhte, als gerade ein unschuldiges Kind. Deine Liebe und die Liebe Gottes begegnen einander in dem Kinde und du bist in dieser Beziehung in wahrer, schöner Harmonie mit Gott.

(Alban Stolz.)

Rußen: Dank den armen Seelen für Hilfe.
Reipellingen: Dank der lb. Muttergottes und den armen Seelen für Hilfe in schweren Anliegen.

Kray: Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der lb. Muttergottes und dem hl. Joseph für erlangte Hilfe.

Nettersheim: Dank für Erhörung in schweren Anliegen.

Umburg: Dessenelichen Dank dem heiligsten Herzen Jesu, der unbefleckten Jungfrau Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und allen Heiligen für Erhörung.

Meinen innigsten Dank der Rosenkranz-
königin und dem hl. Antonius für die Er-
langung der Gesundheit unseres Hochw. H.
Pfarrers. Veröffentlichung gelobt. Eine Ver-
gelmennicht-Deferin.

Hühm: Dank der der lieben Gottesmutter, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und dem hl. Antonius für Genesung von einem schweren Unglücksfall.

Rußen: Dank den heiligsten Herzen Jesu u. Maria und den armen Seelen für Erhörung.

J. B. St. Gallen: Dank für die Gaben von 15 Fr. für Kalender, 5 hl. Messen und Al-
mosen.

Schaffhausen: Herzlichen Dank d. hl. An-
tonius und den armen Seelen für unerwartete und plöbliche Hilfe.

R. M. R.: Innigen Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in einem Anliegen.

Davos-Platz: Dank dem hl. Judas Thad-
däus, dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für Hilfe in großen Anliegen T. C. D.

Sommeri: Dank dem hl. Antonius für Auffindung eines wertvollen Gegenstandes und

glättige Beilegung eines Streites.

Flums: Ein Heidenkind für Hilfe als Dank dem hl. Herzen Jesu Maria, und Josef hl. An-
tonius Mutter Anna und den armen Seelen.

Altenohr: Dank dem hl. Antonius für die wiedererhaltene Summe Geldes.

J. K. Odenheim: Anbei ein Missions-Al-
mosen mit der herzlichsten Bitte um das Gebet für eine schwer nervenranke Person und schwe-
ren Seelenleiden.

B. Baden: Dem göttlichen Herzen Jesu und dem süßesten Herzen Mariä Dank für Hilfe in schweren Anliegen.

Dank der hl. Mutter Anna für schnelle Hil-
fe in Krankheit.

Dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Judas Thaddäus innigsten Dank für Hilfe in großer Not und dem hl. Nikolaus sei Dank für Hilfe in den Anliegen zweier Braut-
paare.

Sende 30 Kc. für Antoniusbrot um glück-
liche Wendung in einer schweren Prozeßange-
legenheit als Bitte um Erhörung; Anbei 10 Kc.
Missionsalmosen mit der Bitte zum hl. Joseph um Beistand und Hilfe im Studium. Sandte 10 Kc. für Antoniusbrot und sage dem hl. Herzen Jesu und Maria, dem hl. Joseph und Antonius öffentlichen Dank.

Böttigheim: Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und dem hl. Wendelinus die uns in mehreren Anliegen geholfen.

Pforzheim: Herzlichen Dank unserer lieben Frau vom hlst. Herzen Jesu und dem hl. Jo-
seph für Hilfe in drückender Angelegenheit.

Dürmentingen: Durch eine Novene zu den heiligen Herzen Jesu und Mariä und zu Ehren des hl. Josephs, und Antonius fand ich Hilfe in schwerer Krankheit.



MEMENTO.



Neßlau: Maria Stäubli. Nobschach: Herrn Angehrn. Einsiedeln: Br. Fidel Hagenbüchle. Müserangen: Johann Ottiger. Schalkenmehren: Kaspar Götten. Ersoitte: Sofia Schnettker. Dinklage: Albert Bach. Holzwickede: Bernh

Rasse. Orndorff: Ludwig Kehler. Bünne: Theresia Münzbrock. Toller: Frau Moes. Neuenhausen: Ww. Joh. Höfges. Kreuzburg: Eheleute Wirtz. Sömmern: Anna Zerholz. Dörsch: Martin Greden.



DANK UND BITTE.



Günzwil: In mehreren schwer. Anliegen.—
Bremgarten: Eine Familie in schweren Anlie-
gen.—Eschenz: Ein schweres Familienanliegen.
St. Gallen, Gersau: Verschiedene Anliegen.—
Ein schwer Leidendes.—Um gute Wohnung.
Um Gesundheit einer kranken Schwester. Um Ge-
lingen einer Operation. Um Sinnesänderung ei-
ner Tochter.—Eine schwer kranke Familien-
mutter.—Um glückliche Heirat. Berufsfor-

gen. Beilegung von Freuden. Gute Standes-
wahl. Eine kranke Frau. Um passende Wohn-
ung. Um baldige Genesung. W. J. U. Bit-
te um Gebet. Bullay: 2 Familien. Gangelst.
Högg Wienacht, Malter's Wil, St. Gallen:
Aufstatten St. Gallen: Spreitenbach Salden:
Gersau, Beckenried, Weggis, Büschwil,
Emmenbrücke. Um gut n Verkauf eines
Helmwesens. Kellheim: Bitte um Gebet.



Empfehlenswerte Bücher.



EUCCHARISTIA. Von ihrem Wesen und ihrem Kult. Von Joseph Kramp S. J. 12° (X u. 136 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. G.-M. 2,60.

Wer immer ratend oder suchend eucharistisches Leben fördern möchte, findet hier erwünschten Aufschluß.

DER NÄRRISCHE FREIER. Roman von Leo Weismantel, 8° (IV u. 92 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Gebunden in Leinwand G. M. 2,40

Leo Weismantel hat in diesem Werke die problematische Welt seines bisherigen Schaffens verlassen und seine ganze bedeutende Dichterkraft einem einzigen merkwürdigen Menschen zugewandt. Im „Närrischen Freier“ erwuchs somit Weismantels erster wahrhaft volkstümlicher Roman voller Einblicke in das Wünschen und Fühlen des Herzens.

AVE JESU. Katholisches Gebetbüchlein für alle Stände. Herausgegeben von Friedrich Beetz. Mit 17 Bildern. Zweite und dritte Auflage. (6.—10. Taufend.) 24° (IV u. 324 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. G.-M. 3.—; auch in feineren Einbänden.

Ein nach Inhalt und Form vortreffliches Gebetbuch. Eine besondere Zierde bildet die Perlschnur christlicher Lebensweisheit. Dazu dann die künstlerisch fein abgetönten, stillvollen Bilder, die dem Büchlein eine besondere Weihe geben.

VON DER SEELE ZU SEELE. Briefe an gute Menschen von Peter Lippert S. J. Zweite bis sechste, vermehrte Auflage. (6.—15. Tausend.) 12° (VIII u. 272 S.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. G.-M. 3,40

Dr. Alois Wurm, München, urteilt: „Diese Briefe sind das für unsre Zeit, was die des hl. Franz von Sales für die seine waren. Sie sind auch von einer so vollendeten, klassischen Form, dass die künftige Geschichte der deutschen Literatur sie wird aufführen müssen wie eine französische Literaturgeschichte ohne Nennung der „Philothée“ unmöglich ist.“ (Im Literarischen Handwörter, Freiburg 1924, Nr. 3)

LEBEN DER SELIGEN JOHANNA MARIA

BONOMO aus dem Orden des hl. Benedikt. Von P. Fridolin Segmüller O. S. B. 2. Auflage Missionsverlag St. Ottilien, 1924 VIII und 328 Seiten Schön geb. Mk. 3.— (Fr. 3,75)

Strenge Sachlichkeit, frei von Übertreibung und aufdringlicher Effekthascherei ist immer ein Vorzug, der das Studium, die Lektüre eines Buches angenehm macht. Das gilt insbesondere auch von den Biographien der Heiligen. Denn wir wollen durch die Biographie doch die Heiligen kennen lernen, wie sie in Wirklichkeit gelebt und gearbeitet, gekämpft und geduldet haben. — In ganz vortrefflicher Weise hat P. Fridolin Segmüller diese Aufgabe gelöst in vorliegender Biographie. In einfach schlichtem Stil, in anziehender Natürlichkeit, aber eben dadurch in überzeugender Form, führt er uns die selige Johanna Maria Bonomo vor in drei Hauptabschnitten: in ihrer Jugend, im Ordensstand, in ihrer Vollendung und Verklärung.

JNS LEBEN Briefe an werdende Männer. Von Alfons Lins. Halbleinenband Mk. 1,80

Rheinische Volkszeitung: Das Buch berührt alle Fragen, die den aufwärtsstrebenden katholischen Jungen zwischen 14 und 20 Jahren beschäftigen, die von ihm aus der Notwendigkeit des Lebens heraus eine Entscheidung erzwingen. Die Sprache des Buche ist die ungeduldige sprudelnde Sprache der Jugend selbst. . . . Erquickend ist die kernige Geradheit, mit der eine katholische Lebenshaltung im ganzen Buche ohne Kompromiß vertreten wird. . . . Das Buch verdient die allerwärmste Empfehlung sowohl an die Jugend selbst als an jene, die sich mit ihr zu befassen haben. . . .

FLAPPES, LAPPES UND KOMP. Zeitgemässe Plaudereien eines Volksmissionars. Von P. Max Kassiepe O. M. J. 6.—8. Tausend. Gebunden M. 2,50

Alpenländer Bote: Unter der Kompagnie des Flappes und Lappes sind die verschiedenen Charakterlosen und Leichtfüßigen zu verstehen, die hauptsächlich unter der Männerwelt, nicht zu wissen schelen, wozu sie auf der Welt sind. Einzelne Kapitel, wie über Vereinsmeiserei, Familienleben, Bildung, Willensschwäche und Willenskraft, Philistertum usw. sind geradezu köstlich zu lesen. In humorvoller Weise sagt der Verfasser derbe Wahrheiten. . . .



Dankfagungen.



Tarusp. Für die edle Gabe Fr. 10 innigen Dank, Gott lohne es. — Kaltenbrunnen: Dank dem göttl. Herzen Jesu u. Maria, dem hl. Josef u. Antonius für die Geburt eines gesunden Kindes. — E. L. S. Auf die Fürbitte der Gottesmutter u. des hl. Vater Pius X. in besonderen Anliegen erhört worden. — Steinerberg: Innigen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter u. dem hl. Josef, für Hilfe in schwerer Krankheit. — Wild-

haus: Dank dem hl. Herzen Jesu u. Maria, den armen Seelen u. der sel. Theresia v. Kinde Jesu, durch welche meiner Tochter in Krankheit und großen Anliegen geholfen wurde. Bollingen: Dank des hl. Antonius für Wiederfinden eines Wochenlang verlorenen Gegenstandes öffentlicher Dank gewünscht. — Karon: Durch versprochenen v. Fr. 5 als Antoniusbrot haben in unserem Anliegen sofort Erhöhung gefunden.

Nachdruck sämtl. Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur P. D. Sauerland Missionsseminar St. Joseph.

Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Wager, (Schwaben).